Helvetia.

Musen-Almanach auf das Jahr

1859.

Herausgegeben vom

schweizerischen literarischen Vereine.

Kommissionsverlag:
Meyer & Zeller in Zürich.

Helvetia.

Musen-Almanach auf das Jahr 1859.

Herausgegeben vom

schweizerischen literarischen Vereine.

Glarus.
Schnellpressendruck und Verlag von J. Vogel.

Vorwort.

Im Laufe des vergangenen Sommers wurde der jetztbestehende schweizerische literarische Verein gebildet. — Das Bedürfniß, sich von Zeit zu Zeit aus dem Drang der gewohnten Berufsgeschäfte und den Wirren der sich kreuzenden politischen Tagesfragen zu erheben, und in geselligem Ideenaustausche auf dem höhern und einheitlichen Gebiete des Schönen zu ergehen, war die nächste Veranlassung dazu.

So manche Kundgebungen poetischer Kräfte im Vaterlande versprachen dem Vereine eine zahlreiche Genossenschaft, und sofort, durch wohlwollenden Anschluß des Einen an den Andern und an das Ganze einen gemeinschaftlichen Sinn, der eben so belebend wieder auf die Thätigkeit der Einzelnen zurückwirkt als er den Geist der Gesammtheit zu heben vermag.

Um diesen Gemeingeist auch zu bethätigen und durch ihn ein heilsames Einwirken auf das Volk im schönen Schweizerlande zu ermöglichen, wurde beschlossen, eine Monatschrift und einen jährlichen Musenalmanach im Namen des Vereins herauszugeben, in

welchen beiden die Erzeugnisse unserer poetischen und literarischen Bestrebungen, nach vorangegangener Sichtung, nebst einschlägigen Kritiken erscheinen sollten.

Wir haben es hier allein mit dem bezeichneten Musenalmanach zu thun, der ausschließlich nur poetischen Produktionen in gebundener und ungebundener Rede gewidmet ist.

Ein solcher sollte mit Anfang dieses Jahres erscheinen; als Titel desselben wurde erst der Name „Alpenrosen“ gewählt, in Fortsetzung der Reihenfolge eines frühern Schweizer-Almanachs von gleichem Namen. — Mancherlei Betrachtungen lenkten jedoch von diesem Titel wieder ab und auf denjenigen, den Du auf diesem Werkchen jetzt erblickst, geneigter Leser.

Der spätgefaßte Entschluß und unvorhergesehene Behinderungen mancher Art hätten die Herausgabe desselben auf das Jahr 1859 beinahe zur Unmöglichkeit gemacht; weil aber sein Erscheinen schon vielseitig angekündigt war, so beeilte man sich, indem es uns ehrenvoller schien dem Publikum Wort zu halten, als in zu ängstlicher Abwägung des Stoffes nach einem vortheilhaftern erstmaligen Eindrucke zu haschen. — Ob es demungeachtet nur „würdig sei“ — wie einer unserer l. Freunde wünscht — „als

Strauß an der Mutter Helvetia Brust zu prangen, ein hübsches Blümchen aus ihrem Garten!" das lieber Leser, müssen wir gänzlich Deinem Urtheile anheim stellen. Findest Du Dich nicht befriedigt dabei, so denke, wo das Beste fehlt, kann Besseres noch nachkommen.

Zudem vergiß nicht, daß es eine wohlgemeinte Gabe aus der Mitte Deines eignen Volkes ist, und daß die Gesinnung den Werth des Geschenkes erhöht.

Ihr aber, da draußen in den weiten Gauen Deutschlands, Sprach- und Ursprungsgenossen der deutschen Schweizer! woferne auch Euch diese bescheidene Neujahrsgabe aus dem helvetischen Gebirgslande zu Gesichte kommen sollte — pfleget nachbarliches und billiges Recht gegen sie. Am Ende wissen wir selbst, daß Ihr es vorzieht, unsere heimischen Dichtungen in ihrem landeseigenthümlichen und einfachen Kleide, als in der vollendetern Form eines uns ungewohnten Schulzwanges zu sehen. — Und Ihr, Festgenossen aus dem gesangreichen Schwabenlande und muntere Schützen aus den freien Städten der Hansa, aus Bremen und weiter! Ihr kennet unsere Weise und werdet den Ausdruck unseres Innern um so eher verstehn und ihn mit freundlichem Wohlwollen um so eher begrüßen.

Euch Allen, hier innen im lieben Schweizerlande und draußen in der weiten Gotteswelt, die Ihr etwa diese Zeilen leset — Euch Allen wünschen wir von Grund des Herzens ein segensreiches neues Jahr; Gesundheit, Frieden, Wohlergehen und dereinst einen gottseligen Heimgang!

Chur, am 1. Januar 1859.

Namens der Herausgeber:

Oberst Christ.

Helvetia.

Musen-Almanach auf das Jahr

1859.

An die Begründer des schweiz. literarischen Vereins.

Schau' ich zurück nach längst vergang'nen Tagen,
Durchzuckt die Brust wohl manches tiefe Weh;
Den Zauberträumen gilts, vom Sturm zerschlagen
Weithin in unsers Daseins öde See,
Und Trümmern, welche aus der Tiefe ragen
Erinn'rungstheuer zu des Lichtes Höh'. —
Doch fort Gespenster! — Aus dem Haß und Lieben
Ist noch der Muth uns ungebeugt geblieben!

Wer wollte jammern um Vergang'nes bange?
Um den Krystallpokal, wenn er zerbricht?
Und wer verzagen auf dem Erdengange,
Wenn Wissensdurst nicht sättigt Himmelslicht? —
Nur zu, nach dem, was Du in dunkelm Drange
Dereinst geahnt, Dein Sehnen täuscht Dich nicht!
Sie sind nicht todt, — gefloh'n die Ideale,
Sie harren Deiner ja im Sternensaale!

Drum soll es wieder durch die Harfe rauschen,
Was sonst in Freud' und Weh im Busen schwoll,
Zur Dämm'rungszeit, wo Feuerküsse tauschen
Die Sternen mit den Quellen sehnsuchtsvoll,
Und heimgegang'ne Geister nah'n und lauschen
Auf's neu dem Lied, das einst der Brust entquoll,
Und jetzt nun wieder, mit der Welt versöhnet,
Doch jugendfrisch in Kraft-Akkorden tönet!

Carl Schneider.

An Helvetia.

Lieb Mutter Helvetia hüte Dich fein
Von allen den Nachbarn, so jetzt um Dich frei'n!
Denn wahrlich ein Ja auf solch bräutliches Werben
Wär' Deines Ruhmes Verderben und Sterben.

Wie könntest vergessen, weß Gattin Du seist?
Ihn den ewig liebenden Freiheitsgeist?—
Und wandelt er gleich nicht mehr sichtbar auf Erden,
Du kannst und Du darfst keines Andern werden!

Oder hat er Dir nicht um die Stirne gerollt
Helllockig das Morgen- und Abendgold?
Und schmückte er Dir nicht den Busen und Hals
Mit Silber der See'n und des Wasserfalls?

Oder kann eine Mutter in allen den Reichen
Wohl ihre Kinder den Deinen vergleichen?
O blick' nur hinüber — in die Lande ringsum,
Wie es banget und zaget so grabesstumm!

Drum trage auf himmelanstrebendem Throne
Wenn auch einsam die leuchtende Alpenkrone,
Bis wieder Dein Gatte vom Himmel steigt,
Und in alter Glorie den Kindern sich zeigt.

Dann magst Du wie ehmals im feurigen Reigen
Mit Stolz Dich als Länderkönigin zeigen,
Und wir Deine Kinder, wir folgen Dir all',
Wie felsab sich stürzet der Wasserfall!

Von Demselben.

Der arme Soldat.

Der arme Soldat — er zieht zum Streit —
Die Habe so klein — und das Herz so weit! —
Du junger Streiter der Republik
Was funkelt und glühet aus Deinem Blick?

Wohl keinerlei Ahnentabellen traun,
Gefunden, so heißt's, war ich hinter dem Zaun,
Erzogen dann christlich, schlicht und recht
Zu einem bescheidenen Bauernknecht.

Da hört' ich nun sagen im Dorfe zu Haus:
Nur Kleider machen die Leute aus;
Es komme jetzt just eine eigene Zeit,
Die Manchen wirke das Ehrenkleid. —

Da war's mir: als hört' ich ein großes Wort!
Es riß mich mit mächtigem Zauber fort.
Drum nehme ich freudig die Wehr zu Hand
Und ziehe hinaus für's Vaterland!

Und wo er nun wandert durch Dorf oder Stadt,
Wird freundlich gegrüßet der arme Soldat,
  Als wäre er vornehmer Leute Kind,
  Und nimmer gefunden in Schnee und Wind.

Der arme Soldat — schon schaut er den Kranz,
Den Ehre ihm reichet im Heldenglanz,
  Und mancher liebsonnige Lebensblick
  Begeistert den Krieger der Republik.

Drum reißt es ihn fort — drum läßt er nicht ab,
Und müßt' er auch sinken blutjung in das Grab!
  Drum zieht er so freudig hinaus zum Streit,
  Die Habe so klein — und das Herz so weit!

Von Demselben.

Im Spätherbste.

I.

Der Spätherbst naht in Nebelwetter,
Ein trauter, guter Kamerad,
Den Menschenkindern gar ein lieber Vetter,
Der voller Gaben stets die Taschen hat.
Und scheint er gleich bisweilen kalt und frostig,
Sein gutes Herz wird doch niemalen rostig.

II.

Preis sei Dir vor Allen,
Oktober, Du Spender des Weines!
Deinem Lobe auf Erden gleicht keines!
Hörst Du sie singen auf Berg' und in Thalen
Der Erde jubelnde selige Kinder?
Sie singen Dein Heil, Du Gramüberwinder!
Aber Du lächelst selig aus purpurnen Gluthen,
Aus Deinem Auge erglänzet des Wohlthuns Lust,
Denn Du bist es ja, der mit feurigen Fluthen
Für den Eishauch des Schicksals stärket die männliche Brust.

III.

Welch Singen und Klingen in den Bergen da drinnen!
Es gilt jetzt die purpurne Fluth zu gewinnen.
Doch bei des Herbstlaubes rauschendem Fallen,
Bei der Nebel frostig unheimlichem Wallen
Mahnt es an's Scheiden und mahnt's an den Tod,
Der inmitten der Fülle des Lebens uns droht.
Und man denket so gerne der tröstlichen Sage:
Als der Lehrer gewandelt bei scheidendem Tage
Mit zwei der Getreu'n, wo mit fleh'nden Geberden
Sie baten zu bleiben, da es Abend will werden.

VI.

Alt Weibersommer, meiner Treu!
Erblüht der Liebe Lenz auf's Neu?
Und ist etwa des Südens Gruß
So glüh'nd, weil er bald scheiden muß?
Wie oft ein Blick, bevor er bricht
Noch einmal strahlt im Maienlicht.

Von Demselben.

Zur Inauguration der Südostbahn

den 21. Juni 1854.

Im kühlen Morgenwinde
  Da reitet ein Postillon,
Wohl sind ihm die Haare gebleichet,
  Doch blast er mit freudigem Ton.
    Trara — trararara!

Bläst uralte Melodieen,
  Die längst schon verklungen sind,
Und es werden seine Töne
  Jetzt plötzlich so weich und lind.
    Trara — trararara.

Was mag der Alte wohl denken
  Bei den Tönen aus seinem Horn?
Sind's nimmerkehrende Tage,
  Die ihm auf ewig verlor'n?
    Trara — trararara.

Doch horch, — wie auf einmal die Töne
  Jetzt rauschen so freudig einher!
Als brächte dem grauenden Morgen
  Die Jubelgrüße er!
    Trara — trararara.

Nur zu, Du alter Knabe,
Du Zeitenpostillon!
Geleite das Alte zu Grabe
Und spiel' in traurigem Ton.
Trara — trarara.

'S war einst auch jung und blühend,
Was heut' zu Grabe geht,
Und freudeselig glühend,
Wo jetzt nur Eishauch weht.
Trara — trarara.

Auf Berg' und Höhn die Veste,
Wie ragte sie stolz und kühn!
Jetzt schweigen die Trümmerreste
Im Abendsonnenglüh'n!
Trara — trarara.

Und die Laute, die einst geklungen
Zum Minnesang so hehr:
Ihre Saiten sind längst zersprungen,
Und ihr Lied versteht man nicht mehr!
Trara — trarara.

Doch mitten im Wehmuthsgefühle
Um Dich, Du romantische Welt,
Umwehet mich Morgenkühle,
Die muthig die Brust mir schwellt!
Trara — trararara.

Es weiten sich all' die Lande
Mir jetzt vor dem ahnenden Blick,
Ich schau' sie, die Zukunftgesandte,
Die Völkerrepublik!
Trara — trararara.

Drum Postillon der Jahrhundert,
Du Zeitengenius,
Blas freudig und allbewundert
Der Neuzeit Morgengruß!
Trara — trararara.

Von Demselben.

Die Eröffnungsfeier der Südostbahn

den 1. Juli 1858.

Das Posthorn klingt im Walde
Heut' gar so wehmuthsvoll,
Das sonst durch Thal und Halde
Wie Jubelruf erscholl.
Trara — trarara.

Adieu du heit'res Leben!
Du süßer Minnelohn!
Du Sang und Saft der Reben!
Seufzt da der Postillon.
Trara — trararara.

Muß fürder gleich den Andern,
Nicht mehr auf hohem Roß,
Die Lebenswege wandern
Gleich dem gemeinen Troß!
Trara — trarara.

* * *

Postillon, armer Reiter,
O traure nicht so sehr,
Blick' in die Zukunft weiter,
Hast bald Genossen mehr,
Die höher noch zu Rosse,
Als Du gesessen je,
Tief zum gemeinen Trosse
Dann fallen von der Höh'.
Laßt sie nur nivelliren
Die Tiefen und die Höh'n,
Was können Die verlieren,
So in der Tiefe steh'n?
Schon einzig der Gedanke,
Befreit durch Gutenberg,
Brach ein so manche Schranke
Da zwischen Thal und Berg. —
Wie wird er jetzt erst wirken,
Wenn ihn mit Zauberkraft
Das Dampfroß den Bezirken
Schnell zum Gemeingut schafft?

Von Demselben.

Postfahrt.

Wir fuhren einmal durch ein Städtchen
Am blühenden Rheinesstrand,
Ein rosig üppiges Mädchen
Am Fenster sinnend stand.

Des Hornes anmuthiges Schmelzen
So lieb durch die Dämm'rung erklang,
Als tönete wieder vom Felsen
Der Lorelei Zaubergesang.

Von Sehnsucht ergriffen schaute
Der Maid ich in's Auge hinein,
Das mir entgegen blaute
Wie deutsche Treue so rein!

Ach! daß es hier weilen sich ließe,
Wo die Rosen so minneschön blüh'n,
Und verlorene Paradiese
Der Jugend Dich selig anglüh'n!

Ha, als ich früher gezogen,
Ein fröhlicher Bursche durch's Land,
Kein Gott hätt' mich weiter bewogen,
Eh' ich sie die Meine genannt.

Nun Postillon blas' und spiele
Mir wilde Lieder in's Herz!
Reißt doch von der Liebe Asyle
Uns stets das Geschick anderwärts!

Drum spiele Du mir von Schlachten,
Wenn der eiserne Würfel rollt!
Von Ruhm und Lebensverachten,
Wo's Fatum der Menschheit grollt.

So stürmt's durch die Seele mir wanddick,
Ich seufzte ganz artig und schwer,
Bis, zu retten mich vor der Romantik,
Einstieg ein Commis Voyageur.

Von Demselben.

Ruhe.

Wenn ich von dem wechselvollen
Streit des Lebens müde bin,
Sink' ich, daß ich frisch erwarme,
In die treuen Mutterarme
Meiner Heimat liebend hin.

Alles kann ich dann vergessen,
Jede Täuschung, jede Schuld,
Aus der schönen Kindheit steigen
Engel wieder auf und neigen
Sich zu mir voll alter Huld.

Und ein seliges Empfinden
Frommen Dankes mich durchweht,
Daß zur Reinheit meiner Jugend,
Zur Natur, dem Quell der Tugend,
Mir der Weg noch offen steht!

O, daß solche Augenblicke
Stets so schnell entschwunden sind!
Ewig möcht' ich so verschwiegen
Der Natur am Busen liegen,
Fühlend, wie ein frommes Kind.

J. Schoch in Zürich.

Luise.

Wie kommt es nur, daß wo ich steh' und geh',
Ihr Bild ich überall vor Augen seh'?
Und immerdar mir ihrer Stimme Laut
Im Herzen wiederklingt, so süß und traut?

Wie kommt es nur, daß wenn ich mit Gewalt
Verscheuchen will die reizende Gestalt,
Sie fester nur und enger mich umstrickt
Und jede Rettung schon im Keim erstickt?

Ach ja, ich weiß es wohl, ich sah zu tief
Ihr in die Augen, drin die Liebe schlief,
Und urplötzlich ist sie nun erwacht,
Uebt ihre alte, sieggewohnte Macht!

Ihr Aug', ist lieblich, wie der Seele Grund;
Ihr Haupthaar dunkel und beredt ihr Mund;
Ihr Wort hinreißend, wie die Leidenschaft:
Wo fänd' ich drum zum Widerstand die Kraft?

J. W. Ottiker.

Romanze.

Braun Mägdelein, braun Mägdelein,
Wo bist Du hingeschwunden?
Mein Herz ist krank, mein Herz ist Dein,
O laß es mir gesunden!

Als ich Dich an der Quell einst sah,
Den Krug in's Wasser tauchen,
Entzündetest mein Herz Du ja
Mit Deinen Flammenaugen.

Und alle Tag zur selben Stund
Ging ich zur selben Stelle;
Das Mägdelein ich nimmer fund,
Es plätschert nur die Welle . . .

Und dienst als Magd Du einem Herrn,
Laß Dich noch einmal sehen,
Um Deine Hand will ich dann gern
Zehn Jahre dienen gehen!

Und bist Du eine Wasserfee,
Laß Dich noch einmal schauen,
Und tauschen an den kalten See
Will ich die Blumenauen.

Von Demselben.

Klein-Gottfried.

Eine Kindheitserinnerung.

Es gibt Kinder, auf die der Tod schon bei ihrem ersten Eintritte ins Leben einen verlangenden Blick geworfen zu haben scheint. Das Merkmal dieses Todesblickes bleibt dem kleinen Erdenwaller durch die ganze Dauer seines kurzen Daseins als ein untrügliches Zeichen, das auf eine baldige Heimkehr deutet, wie der erbleichende Sternenschein das Nahen des Morgens verkündet, während noch ringsum tiefnächtiges Dunkel die Welt bedeckt. Und es sind dies auch jene Kinder, die einem erbleichenden Stern gleichen, so still und dämmernd, das Herz des Beschauers mit sanfter Wehmuth und zugleich mit leiser Sehnsucht nach dem Unbekannten erfüllend. Während die rothbackigen Altersgenossen sich wild und lärmend am Spiele ergötzen, sitzen sie still bei Seite, das feine bleiche Gesichtchen ist von einem Lächeln erhellt, aber die großen träumerischen Augen scheinen in unsichtbare Fernen zu schauen. Manchmal wenn ein Spiel zu Ende ist, tritt eines der kleinen Kamerädchen zu dem Kinde heran und ruft: Du da, willst nicht auch einmal mitthun? — Das Angeredete schaut fast verwundert auf, als wär's aus einem Traume geweckt worden. Mit dem Köpfchen schüttelnd lächelt es dem kleinen Genossen freundlich zu, erhebt

sich dann und geht langsam davon. Die Uebrigen schauen ihm eine Weile nach ohne ein Wörtchen zu sagen; es ist als ob durch die jungen Herzen eine Ahnung über den baldigen Verlust des kleinen Gefährten ginge, der immer so still und freundlich war und noch nie einem etwas zu Leide gethan hatte. Dann wird das Spiel wieder von neuem begonnen, aber weniger laut und lärmend als vorhin und bald ist die Lust daran gänzlich ausgegangen. —

Es möchte wohl wenige Erwachsene geben, die in ihren Erinnerungen nicht das Bild eines solchen stillfreundlichen Gefährten ihrer Kindertage mit sich trügen. Es sind zwanzig, dreißig, vielleicht fünfzig bis sechzig Jahre daß ihn ein paar ältere Knaben in schwarzen Mäntelchen und mit einer großen weißen Rose am Arme fortgetragen haben. An der Hand des Vaters gingen wir hart hinter dem Särglein, das mit einem großen schwarzen Tuche behangen war. Es sind seitdem wie gesagt vielleicht sechzig Jahre vergangen, aber der Morgen jenes Tages steht so deutlich vor unsrer Seele als wär's erst gestern gewesen. Statt des gewöhnlichen Kleidchens zog uns die Mutter ein schwarzes Röcklein an und auf unser Befragen, warum das geschehe, gab sie zur Antwort, weil unser kleines Kamerädchen da drüben im Nachbarhause gestorben sei. Dabei zog sie uns ans Herz hinan, um unser Gesicht mit langen und heftigen Küssen zu bedecken. Nachdem sie uns das feine schwarze Hütchen aufgesetzt, das wir sonst nur an seltenen Sonntagen tragen durften, sagt sie die Augen trocknend: So, geh jezt still und fromm mit dem Vater und bring deinem Kamerädchen die schöne Blume da mit. Damit gibt sie uns ein weißes

Sträußchen in die Hand, küßt uns nochmals auf Mund und Augen und führt uns nach der Stube hinüber. Dort steht der Vater schwarzgekleidet, ernst und nachdenklich am Fenster. Er grüßt die Mutter leise, nimmt uns bei der Hand und wir gehen langsam nach dem Nachbarhause. Vor demselben stehen viele schwarzgekleidete Leute, bekannte und unbekannte, die leise mit einander sprechen und eben so leise den Vater grüßen, fast als ob es niemand hören dürfte. Wir steigen die kleine steinerne Treppe hinan und gehen durch den Hausgang nach der großen Wohnstube, während nebenan aus der Küche und der anstoßenden kleinern Stube sich unterdrücktes Weinen hören läßt. In der Wohnstube stehen in einem großen Halbkreise schwarzgekleidete Leute. Der Nachbar tritt leise auf den Vater zu und streckt ihm mit bleichem Gesichte und ohne ein Wort zu sprechen die Hand entgegen. Der Vater führt uns einige Schritte vor, wo auf einem mit schwarzem Tuche bedeckten Tische das offene Särglein steht. „Sieh da dein Kamerädchen, sagt er, wie es still und freundlich eingeschlafen ist. Schau's noch einmal an und leg ihm deine Blumen ins Bettchen.“ Ja, drinnen liegt das Kamerädchen, das immer so still und gut gewesen war. Es sei gestorben, wieder ein Englein geworden, hatte die Mutter gesagt; aber jezt schläft es nur, obgleich schon so schön, wie die Engelein schön sind. Ueber einem schneeweißen Kleidlein hat es die Händchen in einem Blumenkränzchen zusammengefaltet und zu beiden Seiten des bleichen Gesichtes geht ebenfalls ein Kränzchen herab; neben den großen weißen Rosen sind es kleine blaue Blüm-

chen, die sich immer an dem weißen Spitzenkäppchen zitternd hin und herbewegen.

Auf des Vaters leises Geheiß legen wir unser Sträußchen ebenfalls auf das weiße Kleid des kleinen Schläfers und schauen ihn unverwandten Blickes an, ob er die Händchen nicht regen oder die Augen nicht öffnen werde; aber die Händchen bleiben ruhig zusammengefaltet und die Augenlider ruhen festgeschlossen. Es ist auch so still in der Stube, nur hin und wieder ein kurzes leises Geflüster, dann wieder Schweigen, bei dem sichs gerne schlafen läßt. Endlich aber entsteht doch ein Geräusch. Aus der Zahl der Schaar der Herumstehenden tritt ein Mann an das Bettchen heran, den wir wohl kennen; es ist der alte Schreiner mit den weißen Haaren, der uns schon manches kleine Schemmelchen, Stühlchen, Tischlein und andre schöne Sachen gemacht hat. Die Kinder freuen sich alle, wenn sie dem freundlichen Manne nur einmal auf der Straße begegnen. Jetzt nimmt er ein schwarzes Brett, das auf einem Stuhle liegt, hebt es in die Höhe und schaut die Leute im Kreise herum an, als ob er diesen oder jenen etwas fragen wolle. Sie alle beugen sich vor um einen Blick nach dem stillen Kinde zu werfen; mancher hält dabei die Augen verdeckend die Hand gegen das Gesicht und unser Nachbar, des kleinen Kamerädchens Vater, bricht in mühsam unterdrücktes Schluchzen aus, während der alte Schreiner das schwarze Brett über das Särglein gedeckt hat. Dieser zieht bedächtig eine kleine Schraube aus der Tasche und fängt an den Deckel festzubohren; aber im nämlichen Augenblicke öffnet sich die

Thüre nach der Nebenstube und mit lautem Weinen stürzt die Mutter des Kindes aus derselben hervor.

„Du darfst nicht fort mein kleiner Engel, ruft sie wehklagend, den Deckel heftig wieder von dem Särglein stoßend und sich mit ausgebreiteten Armen auf dasselbe werfend, ich lasse dich nicht forttragen mein Kind, mein einziges Leben, o du mein Stern, mein süßer Augentrost, du darfst nicht von mir, du meines Herzens Licht, du meiner Seele Krone — wach auf — o nur einen Blick noch aus deinen treuen Augen — mein Kind — mein süßes Kind —"

Zwischen den jammernden Worten drückt sie das Gesicht auf die kleine Leiche, dieselbe mit Thränen und Küssen bedeckend. Aber das Kind hört selbst den wehklagenden Ruf der Mutter nicht mehr und hört nicht wie sich rings in der Stube herum ein Weinen erhebt. Endlich kommen einige Frauen heran; sie ziehen, selbst laut weinend, die untröstliche Mutter von dem Särglein zurück und führen sie wieder nach der Nebenstube hinüber. Der alte Schreiner hebt den schwarzen Deckel abermals herauf; hastig und mit zitternder Hand schraubt er denselben fest und eben so rasch treten zwei Männer heran, die das Särglein an beiden Enden fassend, hinaustragen. Als wir mit dem Vater und den Andern ebenfalls hinausgekommen, haben es die Knaben schon auf die Schultern gehoben und hintendrein ordnet sich leise und langsam der Zug dem Kirchhofe zu.

Dort stellen die kleinen Träger ihre Bürde am offnen Grabe auf die Erde nieder. Um dasselbe herum bildet sich ein geräuschloser Kreis von Knaben und Mädchen, in den sich der Lehrer stellt. Er gibt mit der Hand ein Zeichen;

das Glöcklein, das bisher vom Thurme geläutet, verstummt; aber alsbald erheben sich die Stimmen der Schülerschaar, um sanft, wie leis angestrichene Saiten, in einem Liede zusammenzutönen.

Das Lied ist zu Ende. Der Lehrer tritt aus dem Kreise zurück und macht dem Pfarrer Platz, der neben dem kleinen Sarge stehend mit gesenktem Haupte zu reden anfängt. Er nennt den Namen des todten Kamerädchens, spricht dann von Blumen, die alsbald verwelken und von frommen Kindern, die früh wieder heimgehen. Nachdem er Amen gesprochen, treten zwei Männer hervor; sie heben Blumen und Kränze vom Sarge, schlagen das schwarze Tuch, das denselben umhüllt zurück, und unter ihren Händen sinkt das nackte verschlossene Bettchen ins Grab hinunter. Die Leute schauen noch einen Augenblick auf die kleine dunkle Oeffnung; dann gehen sie still auseinander, der Kirchhoftreppe zu, während aus der offenen Kirchenthüre die mächtigen Töne der Orgel hervorschwellen. —

Auf dem Heimwege fragen wir den Vater, ob nun unser Kamerädlein nicht auch mit heimkomme, wie der Pfarrer von frommen Kindern gesagt habe? — Es kann nicht mehr kommen, antwortet er, es ist ja gestorben und muß jetzt drunten im Kirchhofe bleiben, wohin sie es gelegt haben. Und wenn es Nacht wird? Ja auch wenn es Nacht wird, alle Tage und alle Nächte, lautet die Antwort.

Jetzt erst wird uns schwer und bang im Herzen und bei dem Gedanken, auch bei der schwarzen Nacht immer und allein da drunten im Kirchhofe liegen zu müssen, kommen uns aus Angst und Mitleid mit dem armen guten Kinde

die Thränen in die Augen. Bisher hatten wir nicht weinen können und auch nicht recht gewußt, warum Andre weinten. Man sagte uns zwar, das kleine Kamerädchen sei gestorben; doch schlief es nur, still und freundlich, wie wir's sonst auch gesehen, bloß daß es jetzt das schöne weiße Kleidchen und die schönen Blumen um Händchen und Stirne trug — wie ein Engelein, und nicht mehr erwachen wollte. Aber warum mußten sie es auf den Kirchhof tragen und da tief in die Erde hineinlegen? — Warum konnte es nicht daheim bei der Mutter schlafen, die es ja so sehr lieb gehabt und die so sehr geweint, als die Männer es forttragen wollten? — Der Vater gibt uns auf all diese Fragen nur mit einem leisen Kopfschütteln Antwort und erst jetzt fangen wir an recht bitterlich zu weinen, daß unser Kamerädchen gestorben ist. —

Am Abend, wann die goldigrothen Wölklein über dem Walde erbleicht sind, sitzen wir auf dem Schooße der Mutter, die uns noch nie wie heute geherzt und geküßt hat, am Fenster und fragen abermals, ob unser Kamerädchen gar nie mehr heimkommen dürfe. Da deutet sie mit dem Finger durch die Scheiben nach einem Sterne, der wie eine schimmernde Blume über dem Giebel des Nachbarhauses aufgegangen ist. „Siehst du mein Kind, sagt sie, das ist das Lichtlein, das der liebe Gott deinem Kamerädchen angezündet hat; es ist jetzt da droben und leuchtet mit seinem Lichtlein zu uns herab, ob du ein frommes braves Kind seiest.“

Unsere Thränen trocknen und unsere Klagen verstummen. Wir folgen mit sehnsüchtigem Blicke dem mildleuchtenden

Gestirne und versagen uns noch viele Abende den Schlaf, um nach demselben ausschauen zu können. Der Schmerz unseres kindlichen Gemüthes um den Verlust eines lieben Wesens ist versöhnt, da sich dieses Wesen nur in ein andres, schönres und dem Auge sichtbar gebliebenes verwandelt hat.—

Auch mir ist es so ergangen, als der kleine Gottfried gestorben war. Ich konnte nicht aufhören zu weinen, daß er nun immer Tag und Nacht in dem dunkeln kalten Grabe liegen müsse; als mir aber die Mutter am Abend den freundlichen Stern gezeigt, den der liebe Gott meinem kleinen Gefährten zum Spielzeuge gegeben, schlief ich getröstet ein und träumte von dem Sterne, der mir selbst einst gegeben würde. Und heute noch, so oft ich in der Nacht zum schimmernden Himmelssaal aufschaue, muß ich an Klein-Gottfried denken und sein Bild stellt sich meiner Erinnerung dar, wie aus Sternenschein und wehmüthiger Sehnsucht nach unschuldsvollen Kindertagen gewoben.

Er war kaum etliche Wochen älter als ich, der kleine Gottfried; aber so weit mein deutliches Denken zurückgeht, stand er an sinnigem, verständigem Wesen um Jahre über mir. Unsere elterlichen Wohnungen lagen nur durch einen großen Baumgarten getrennt, durch den ein wohlunterhaltener mit feinem Kiese belegter und ziemlich breiter Fußweg führte. Wie ein traumartiges halbverwehtes Erinnern steht es vor mir, daß wir beiden Kleinen an warmen Sommertagen auf diesem Wege in einem Kinderwägelchen hin- und hergeführt wurden. Klein-Gottfried mag schon bei diesem ersten Zusammenleben Gelegenheit gefunden haben seine junge Geduld und kindliche Nachgiebigkeit gegen mich zu erproben

und auszubilden; denn gewiß muß ich jeder Zeit bereit gewesen sein, den bequemern Sitz und die ausgedehnteste Behaglichkeit mit Händen und Füßen in Anspruch zu nehmen. Meine erste deutliche Erinnerung knüpft sich an einen Frühlingssonntag, ich mochte so ungefähr vier Jahre alt gewesen sein. Meine Mutter ging mit mir, der ich auf's stattlichste ausgerüstet war, durch den Baumgarten zu Klein-Gottfried hinüber. Auf meinem Kopfe prangte ein farbener Papierhut, mit allerlei bunten Bändern geziert; zur Seite hing ein messingener Säbel und die Hand trug eine kleine Trompete, die unaufhörlich ihr Gekreische zum Besten geben mußte; aber kaum in das Haus meines kleinen Kameraden getreten, war auch aller Stolz auf diese Herrlichkeiten schon ins Wasser gefallen. Klein-Gottfried saß auf einem Schemmelchen am Fenster und hielt in der Hand ein Kinderpfeifchen, dem er feine, hellklingende Töne entlockte. Das war nun für Auge und Ohr ein Wunderwerk, von dem meine kindische Begehrlichkeit sofort überwältigt wurde. Vor allem wars ein auf dem Pfeifchen angebrachtes Rädchen, dessen kleine windmühlenartige und prächtig roth und grün bemalte Flügel durch den ausströmenden Hauch des Instrumentes in raschen Umschwung gebracht wurden, was meine höchste Bewunderung und Sehnsucht erregte. Diese zu verbergen lag nicht in meiner Art und ich hatte sie auch bald in sehr ungeberdiger Weise ausgedrückt. Die Mutter mochte mich lange trösten und mir ein „silbernes Rienewägeli und ein goldenes Rüteli" versprechen, wenn ich ruhig und artig sein wolle, das half Alles nichts, ich verlangte zappelnd und stampfend das Pfeifchen. Gottfried betrachtete eine Weile mit

nachdenklichem Lächeln das niedliche Spielzeug, das ihm kaum vor einer Stunde geschenkt worden war, dann stieg er langsam von seinem Schemmelchen herab und kam freundlich auf mich zugegangen. „Sei nur still Fritzli, sagte er mir das Pfeifchen darreichend, ich will dir's schon geben; wenn ich einmal pfeifen möchte, kann ich ja zu dir kommen."

Und so geschah es auch. Klein-Gottfried kam alle Tage durch den Baumgarten hereingegangen, setzte sich still in einen Winkel oder auf die steinernen Stufen vor dem Hause und blies ein Weilchen auf seinem Pfeifchen; dann gab er mir's freundlich zurück und wanderte wieder still wie er gekommen den Baumgarten hinaus nach seinem Hause hinüber.

Ich glaube wohl, daß diese entsagende Freundlichkeit, verbunden mit den Ermahnungen, welche die Mutter daran zu knüpfen wußte, auf mein junges Herz einen nachhaltigen Eindruck hervorgebracht habe; wenigstens erinnere ich mich, daß ich das Pfeifchen noch lange Jahre, nachdem die spielende Windmühle an demselben längst zerbrochen und Klein-Gottfried gestorben war, nie ohne ein tiefes Heimweh nach dem freundlichen Kamerädchen betrachten konnte.

Von dieser Zeit begann auch unser häufigeres Zusammensein und bald der unentbehrliche tägliche Kinderverkehr. Manchmal ging ich wohl nach dem großen Spielplatz hinunter, auf dem sich die übrigen Altersgenossen der Nachbarschaft zusammenfanden, aber wenn mich Gottfried nicht dahinbegleitete, wurd' es mir unter der lärmenden Schaar bald langweilig und unbehaglich und ich wanderte wieder durch den Baumgarten, den stillen stets freundlichen Gefährten aufzusuchen. Wir gingen der langen Gartenmauer

entlang und schauten mit verhaltenem Athem nach dem prächtigen Schmetterlinge, wie er sich bald auf diesem bald auf einem andern Blatte niederließ, die blau und roth beränderten Flügel hin- und herwiegend. Da bemerkte ich, mich niederbückend, unter den Blättern glänzend rothe Erdbeeren hervorschimmern, über die ich mich sofort hermachen wollte. Nein, nein, rief Gottfried mich am Arme zurückhaltend, du darfst sie nicht abbrechen; weißt du das schöne Sprüchlein?

Nein, sagte ich verwundert, welches denn?

Gottfried begann leise:

Es höckelet uf em Hübeli
Mit sim rothe Füdeli;
Es höckelet am Rainli
Und zeigt sine dünne Beinli.

Weißt du, fügte er geheimnißvoll nach der süßen Frucht deutend bei, das sind die Erdbeeren, die nur ein einziges, dünnes Beinchen haben; drum darfst du sie nicht abbrechen, bis dir's die Mutter erlaub t.

Das Sprüchlein selbst, vielleicht noch mehr die geheimnißvolle Weise, mit der mir's mein kleiner Gefährte mittheilte, hatte meine kindliche Vorstellung alsbald mächtig angeregt. Die Erdbeere erschien mir als ein belebtes Wesen, dem ich durch das Brechen des kleinen dünnen Beinchens keinen Schmerz verursachen durfte. Ich ging wohl manchmal hin, um mit einer Art verlangender Scheu unter den Blättern durch nach den purpurnen Früchten hinzuschauen; aber vor meinem begehrlichen Gelüsten waren sie sicher gestellt.

Dem kleinen Gottfried schien diese unser unschuldiges Thun belebende und vergeistigende Kinderpoesie über Nacht in Sinn und Erinnerung zu quellen und fast jeden Tag kam er mit einem Sprüchlein, das meine Vorstellung mit lieblichen Bildern ausschmückte und anregte. Einmal da wir unter einem Baume saßen, schaute er in die tief herabhängenden Zweige hinauf und begann dann halb singend:

Es sitzt es Jümpferli uf em Baum,
Es hat am Röckli en rothe Saum,
Im Herze het's en herte Stei —
Säg, was das für nes Jümpferli sei.

Er guckte mich lächelnd an, als ich erschrocken aufwärtsschaute; dann deutete er mit seinem Finger auf die sich bräunenden Kirschen und sagte wieder in seiner geheimnißvollen Weise: Siehst, das Jümpferli ist die Kirsche in ihrem rothen Röcklein, und weißt denn nicht, wie sie darunter einen harten Stein hat, den wir drum nicht hinunterschlucken dürfen? —

Ich muß noch heute, wenn ich eine Kirsche sehe, an die wunderlichen Vorstellungen denken, die mich damals tagelang über das rothröckige Jümpferlein mit dem steinernen Herzen beschäftigten; aber ebensowenig habe ich vergessen, wie mein kleiner Lehrmeister mein junges Herz dem Mitleiden für die Armuth zu öffnen wußte.

Wir saßen beisammen vor dem Hause, jeder mit einem umfangreichen Butterbrode in der Hand, als ein armes bleiches Mädchen herankam und uns mit verlangenden Augen zuschaute.

Klein-Gottfried brach sein Stück sogleich mittendurch, dem Mädchen die eine Hälfte entgegenreichend.

„Hörst du, Mareili, sagte er zu ihm, der Fritzli giebt dir auch noch etwas, wenn du uns das schöne Liedlein von den armen Kindern singst.“ Das Mädchen faltete seine magern Händchen und sang mit feiner, schüchterner Stimme;

'S macht miner Muetter en Chumber
Wil 's unsere soviel sind;
Drum wend mer flißig bete
Und chline Mümpfeli esse
Denn sind mer fromme Kind.

Gottfried schaute mich an und sagte: „Sieh Fritzli, wenn du dem Mareili jetzt auch noch die Hälfte deines Brodes giebst, so bekomms doch nur ein ganz kleines Mümpfeli, das andere muß es seinem Brüderchen und Schwesterchen geben.“ — —

Der Winter kam und mit ihm manche Beschränkung des Kinderverkehres, ohne daß derselbe jedoch gänzlich aufgehört hätte. An trockenen Tagen wanderten wir gerne zu einer alten Verwandten, die seitwärts des Ortes in einem einsam gelegenen Häuschen wohnte. Da, bei der freundlichen kinderlosen Frau waren wir jeder Zeit willkommene Gäste und an süßen goldgelben Birnen, an rothwangigen Aepfeln und andern solchen Herrlichkeiten war nie ein Mangel. Das einzige, was unsere fröhliche Unbefangenheit auf diesem gar bald liebgewonnenen Wege etwas störte, war ein großer tiefer Weier, der sich bei dem Brunnen, neben dem der Weg zu dem Hause vorbeiführte, aufthat. Jedesmal wurden uns daheim die ernstlichsten Ermahnungen mitgegeben,

dem gefährlichen Wasser ja nicht nahe zu kommen und jedesmal, wenn wir heimkehrten begleitete uns die Base, bis wir an der Stelle vorüber waren. Allmälig jedoch, da wir schon so oft ungefährdet hin- und wiedergegangen und besonders wohl, weil Gottfried ein so verständiges und aufmerksames Kind war, beschwichtigte sich die elterliche Besorgniß und wir selbst gingen an dem Weier vorüber, ohne besondere Vorsicht anzuwenden oder an eine Gefahr zu denken.

Einmal, es war ein sonniger aber kalter Wintertag, waren wir auf unserm Wege zur Base wieder an die Stelle gelangt. Ich trämpelte beide Hände in ein warmes Müffchen geschoben vor meinem kleinen Gefährten her, als ich plötzlich ausglitschte und über die glatte Fläche rutschend auf die dünne Eisdecke des Weiers hinabfiel. Klein-Gottfried warf sein eigenes Müffchen sogleich auf den Schnee und rief mir tröstend zu, nur keine Angst zu haben, er wolle mir schon wieder heraufhelfen. Er war auch behende über das kleine Bord herabgeklettert, hatte mich, den Schnee von meinem Mäntelchen wischend aufgehoben und half mir nun, selbst noch untenstehend und mit allen Kräften nachschiebend hinaufklimmen; aber kaum hatte ich die Füße über den Bordrand herangezogen, ertönte hinter mir ein kurzer Krach und ein leiser Angstschrei. Als ich erschrocken zurückschaute, war ein Stück der Eisdecke eingebrochen und daneben lag nur noch Gottfrieds kleines Pelzmützchen. Er selbst war durch die dunkle Lücke niedergetaucht. Ich erinnere mich noch recht deutlich, daß mir's im ersten Augenblicke war, als müßt ich ebenfalls nachstürzen; dann aber klammerte ich mich mit

ausgestreckten Armen in dem halbgefrornen Schnee fest und erhob ein lautes Jammergeschrei.

Was hierauf zunächst erfolgte steht nur undeutlich vor meinem Gedenken. Wie einen fliegenden Schatten sah ich plötzlich den alten Knecht der Base am Weier stehen und unter einem scharfen Krachen in demselben verschwinden; dann fühlte ich mich selbst vom Boden aufgehoben und in's Haus hinübertragen. Das erste, an das ich mich wieder recht klar erinnere, ist der laute Jammer, mit dem Gottfrieds Mutter in die Stube hereinstürzte. Mit ausgebreiteten Armen warf sie sich über ihr Kind, das auf einem Kissen gebettet auf dem Tische lag. Ich saß auf dem Schooße meiner eigenen Mutter, die mich mit festem Arme umfangen hielt. Die Stube füllte sich mit Leuten; aber lange wurde nur leises Geflüster gehört und dazwischen der jammernde Ausruf: Mein Gottfried — lieb Gottfried du darfst nicht sterben; thu' deine Augen auf — sieh ich bin da, deine Mutter. Endlich fuhr sie aus ihrer vorgebengten Stellung auf und schrie: er lebt, er lebt — er hat die Augen aufgethan. Alles drängte sich hastig um den Tisch heran und die Mutter hob mich auf dem Arme empor, damit ich ebenfalls hinsehen könne. Da lag Gottfried mit dem freundlichen Gesichtchen wie immer, nur noch bleicher als sonst. Er schaute lange wie verwundert umher ohne ein weiteres Zeichen zu geben, bis ich seinen Namen rief und die Hände nach ihm ausstreckte; da wendete er sein Gesicht nach mir hin und sagte leise: Ich bin ja bei dir, Fritzli. —

Nach wenigen Augenblicken trat mit Gottfrieds Vater hastig der Doctor in die Stube. Die Leute wichen vom

Tische zurück und der alte Herr mit den schneeweißen Haaren blieb lange über den Kleinen hingebeugt und hatte das Ohr lauschend auf seine Brust niedergelegt. Endlich erhob er sich und streckte Gottfrieds Mutter, die stillweinend mit gefalteten Händen neben ihm stand, die Rechte entgegen. „Beruhigt Euch, Frau, sagte er freundlich, ich glaub', es ist keine Gefahr vorhanden.

Gottfried, der wie schlafmüde die Augen wieder geschlossen hatte, wurde in große Tücher eingewickelt. Dann nahm ihn der Vater auf den Arm und ging von vielen Leuten begleitet mit ihm aus der Stube. Meine Mutter wickelte ebenfalls ein großes Tuch um mich herum und folgte den Andern nach, mich auf den Armen tragend. Draußen vor dem Hause standen viele Leute um den Weier herum und schauten, laut mit einander sprechend, in das Wasser hinab. Mir war's, als müßt' ich mich schämen, daß ich mich noch von der Mutter tragen ließ; aber doch war ich so müde und schläfrig geworden und kaum waren wir drunten in der Wiese an die große Hecke gelangt, als mir die Augen zufielen.

Als ich am folgenden Morgen erwachte, standen Vater und Mutter an meinem Bettchen, mich besorgt anblickend. Thut dir etwas weh, Fritzli? fragte die Mutter leise. „Nein, erwiederte ich nach einigem Besinnen, aber es ist mir im Schlafe vorgekommen, ich sei bei der Base draußen in den Weier gefallen und Gottfried auch."

„Weißt du nicht mehr, daß Gottfried gestern hineingefallen ist?"

„Ja, jetzt weiß ich's wieder, sagte ich; aber nun will ich aufstehen und zu Gottfried gehen.“

„Nein, nein, erwiederte die Mutter hastig, indem sie die Decke höher über mich heranzog, heute mußt du im Bette bleiben; Klein-Gottfried macht's auch so. Morgen, wenn du noch einmal ausgeschlafen hast, kannst du dann wieder zu ihm gehen.“

Ich gab mich mit dieser Anordnung zufrieden, da mir die Mutter allerlei Spielzeug, darunter auch Gottfried's Pfeifchen ins Bett brachte; bald auch war ich wieder eingeschlafen und der Abend und Morgen kam schneller als ich gedacht hatte.

Unter Herzen und Küssen zog mich die Mutter an und sagte dann, wir wollten nun miteinander zu Klein-Gottfried hinüber, der noch immer krank sei. Als wir in die Stube traten, wo er im Bette lag, rief er mich mit lauter schreiender Stimme, wie ich sie noch nie an ihm gehört hatte, beim Namen. Ich sprang eilig zu seinem Bettchen. Da lag er, der sonst immer so weiß und bleich gewesen, mit brennend rothem Gesichtchen und schien mich mit weitoffenen Augen anzuschauen; aber gleichwohl rief er fortwährend mit der gleichen lauten Stimme meinen Namen und befahl mir zwischenhinein, nicht so nah an den Weier zu gehen, sonst werde mich der große Hund beißen. „Ich bin ja bei dir, Gottfried, rief ich ängstlich, sein heißes Händchen fassend, sieh mich nur an, wir sind ja nicht beim Weier. Aber er wollte nicht hören und gab auf all mein Bitten keine Antwort zurück. Da wurde ich recht traurig und fing so heftig zu weinen an, daß mich die Mutter, die ebenfalls still vor

sich hinweinte, heimführen mußte. Den ganzen Tag über konnt' ich mich nicht zufrieden geben und fragte beständig, warum Gottfried nichts habe mit mir reden wollen.

Am Abend ging ich mit der Mutter wieder zu ihm hinüber. Jetzt saß er im Bettchen aufrecht, fast noch weißer und bleicher als gewöhnlich und streckte mir schon von Weitem das Händchen entgegen; aber reden mochte er nicht und bald auch bat er seine Mutter mit trübem Lächeln, das Spielzeug, das auf der Decke ausgebreitet lag, mir zu geben, er könne es jetzt doch nicht mehr brauchen. Dann sagte er, er sei müde und wolle sich zum Schlafe niederlegen. Nachdem ihn seine Mutter unter stillen Thränen gebettet, faltete er die Händchen und betete:

Jetzt wend mir i Gotts Name niedergoh
Vierzehn Engeli wend mir mit üs loh;
Zwei z' Häupte,
Zwei z' Füße,
Zwei uf de rechte Site,
Zwei uf der linke Mitte,
Zwei, die mi decke,
Zwei die mi wecke,
Und zwei, die mi is Paradies führe — Amen.

Hierauf reichte er uns allen noch das Gutenachthändchen und war dann bald eingeschlafen. —

Er ist wohl noch einmal aufgewacht in dieser Nacht, der kleine Gottfried; aber nur um die lieben blauen Augen dann für immer zu schließen. Am Morgen sagte mir die Mutter weinend, er sei jetzt ein Engelein geworden.

Wenn ich nun seiner nach so vielen Jahren gedenke, so

stellt sich meiner Erinnerung zunächst die freundliche Leiche dar, die in weißes Linnen gehüllt und mit weißen Blumen geschmückt, vom Tode selbst mit einem milden Wiederscheine des Lichtes einer andern Welt überhaucht erschien. Und der Stern, von dem mir die Mutter an seinem Begräbnißtage sagte, er sei Klein = Gottfried vom lieben Gotte angezündet worden, sendet noch heute ein süßtröstendes Licht auf mich herab, während das Särglein, in dem sie meinen kleinen Gefährten eingesenkt haben, wohl schon lange einem andern Lebensmüden hat Raum machen müssen.

Jakob Frey.

Anmerkung. Obiges Genrebildchen war ursprünglich für einen Jugendalmanach bestimmt. Der Verfasser.

Der Freiherr zu Hohensax.

Zu Sennwald auf dem Thurme
Ein alter Freiherr ruht,
Erweckt von keinem Sturme,
Der Alte schläft so gut.

In hoher Glockenkammer
Sein Bettlein einsam steht,
Doch hat der rege Hammer
Den Schlaf ihm nie verweht.

Er schläft am Puls der Zeiten,
Und hört nicht seinen Schlag,
Von todten Herrlichkeiten
Er träumet Nacht und Tag.

Er schlief in Grabes Zelle
Zweihundert Jahre lang,
Und als des Tages Helle
Zu dem Vergeßnen drang —

Da lag er unbetastet
Vom Reifen langer Nacht,
Als hätt' er nicht gerastet
So lang im öden Schacht.

Wo sind die Falkoniere?
Wo sind die Harfner sein?
Daß sich sein Schlaf verliere
In frohen Melodei'n?

Wo sind die stolzen Recken?
Wo ist die Herrin zart,
Ihn aus dem Traum zu wecken
Mit tugendlicher Art?

Der Hammer pocht — Erstehe
Du müder Schläfer Du,
Daß sich Dein Aug' ergehe
Nach lang gepflegter Ruh —

Daß von des Thurmes Zinnen
Du schaust der Heimat Flur,
Das traute Frühlingsminnen
Der schwellenden Natur!

Noch treibet dort die Wogen
Wie einst die schnelle Fluth,
Als Du von ihr gezogen
Bei Annen hast geruht.

Manch lustig Dörflein breitet
Sich froh an seinem Port;
Der Kahn des Fischers gleitet
Durch Silberschuppen fort.

Noch trotzt mit frecher Stirne
Als Nachbar der Gamor,
Noch hebt Galandas Firne
Zum Gruße sich empor.

Wach auf! und hör' die Glocken
Der Kirchlein in dem Thal
Die braunen Mäder locken
Zum wohlverdienten Mahl,

Und klingen ab der Halde
Der Ziegenheerde Klang,
Aus Forstecks Buchenwalde
Der Amsel trauten Sang.

Doch nein — erwache nimmer,
Dort rauscht der Erle Dach
Um eines Thurmes Trümmer
Der Eule trüb Gemach.

Wo der Hollunder klettert
An epheureicher Wand,
Dort liegt die Burg zerschmettert,
Drin Deine Wiege stand.

Dein Banner nicht mehr glänzet
Vom prahlenden Gestein,
Kein Knappe mehr kredenzet
Den alten Firnewein.

Kein Heroldsruf mehr schallet
Zum kecken Waffengang,
Dein Stamm, er ist verhallet,
Wie Deines Harsthorns Klang.

Dahin sind die Gestalten
Der stolzen Herrlichkeit,
Die einst dies Thal durchwallten,
Ein schwerer Traum der Zeit.

Sie ist ein wilder Dränger,
Sie tanzt mit Sturmes Hast,
Besungenen und Sänger
Ihr falscher Reigen faßt.

Aufwachte der Gedanke
Und schämte sich der Schmach,
Wie eine dürre Ranke
Er Ritterschilde brach.

Drum schlaf' in enger Truhe,
Drum schlafe, träume zu
In ungestörter Ruhe
Du müder Freiherr Du. *)

Carl Bärlocher.

*) Unfern der Ruine seiner Burg liegt seit bald anderthalb hundert Jahren im Kirchthurme des idillischen Sennwalds, im Werdenbergischen, nur mit einem leichten Domino bekleidet unverwesen der Freiherr Philipp von Hohensax. Die jenseits d.s Rheines wohnenden Bürger von Bendern stahlen ihn einmal den protestantischen Sennwaldern als heiligen Leib, und gaben ihn mit Abscheu zurück, als sie erfuhren, Herr Philipp habe mit Feuer und Schwerdt dem reformirten Glauben Wege gebahnt. Er wurde ermordet im Wirthshause in Salez von seinem Neffen, der ihm sein Schlachtschwerdt in den Schädel schlug.

Mannesstolz in Tagen der Selbsterniedrigung.

O Freund, sei stolz in diesen Tagen,
Wo rechts und links sich Alles bückt;
Je tiefer sich die Menge drückt,
So höher soll Dein Haupt sich tragen.

Wenn sich der grimme Schmerz zur Erde,
Ein wildes Roß, zu werfen droht,
Empor ja reiß' es, trotz der Noth,
Mit eines Königs Machtgeberde!

Und wenn's, wie Brand in morschem Hause,
Empor aus Deinem Innern bricht:
Zum Niederreißen ruf' sie nicht!
Ergib dem Feuer Dich zum Schmause!

Das Höchste geht entblößt im Leben,
Es soll hernieder auf die Knie'!
O Freund, um Güter bettle nie,
Worauf Dir Gott ein Recht gegeben!

Entsag'! Und hast Du Weib und Kinder,
So zieh' aus Deinem Vaterland
Mit Schmerzen fort zum fernen Strand,
Wo noch des Menschen Weh gelinder!

Und folgt Dir noch in Feuerhülle
Das Schicksal auf der weiten Fluth
Und setzt Dein Schiff in rothe Gluth,
Erheb' Dich bei dem Schreckgebrülle,

Und zieh' nochmals die lieben Deinen
An's tapf're, nie gebroch'ne Herz;
Dann laß zuerst — Dein letzter Schmerz —
Die Gattin springen, d'rauf die Kleinen;

Du selbst, in treuen Vaterarmen
Der Kinder Jüngstes, schwing' Dich nach,
Indeß aus glüh'ndem Schiffsgemach
Das Volk Erbarmen schreit, Erbarmen!

C. A. Bruhin.

Anmerkung. Nach dem Beispiele jenes Ungarn, bei dem in diesem Herbste stattgefundenen Brande der „Austria" in der Nähe von New-York.

An mein Volk.

Mein Volk, wie wehe thut Dich lieben!
  Auf lodernd Feuer ist's ein Kuß,
Das bald, vom Windeszug getrieben,
  In's Angesicht mir schlagen muß.
Wie jener Sohn der Hesperiden,
  Der vor der Maid zu sterben kam,
Die seine Werbung erst gemieden,
  Bin ich, o Volk, in meinem Gram.

„Wie", hör' ich zwar die Feinde sagen,
  „Wie kann ein stolzes Herz, wie Du,
Zu solchem Wesen Liebe tragen,
  Das nur ein Sumpf in fauler Ruh'?
Zum Sklaven ist der Sklav' geboren;
  Besteig' ihn, da Du geistig frei,
Und laß ihm nur den Wahn, dem Thoren,
  Daß er ein freies Lastthier sei."

Ich aber, Volk, ob auch die Feinde
  Du selbst zu Vögten Dir gewählt,
Ich wende mich zur Landsgemeinde,
  Wo stets nur Eins die Stimme zählt;
Ich geh' in Deinen Wogen unter,
  Du stürmisch, wild erbrausend Meer!
Ich laß mich schaukeln oft gar munter,
  Verwunden oft an Klippenwehr!

Du kannst mich senken, kannst mich heben,
  Und dann umkränzt der Morgenstrahl
Die Stirne mir mit sanftem Beben:
  Ich ford're nichts! Die herbe Qual,
Verkannt zu sein bei solchem Minnen,
  Ist lieb mir worden, so vertraut,
Daß all' mein Trachten, all' mein Sinnen
  Sich auf Ergebung einzig baut.

Mein Volk, mein Volk, mir soll's genügen,
  Daß ich von Dir ein ander Bild,
Als was die Feinde von Dir lügen,
  Im Busen hege! Groß und mild,
Im Aug' Begeist'rung, Muth im Herzen,
  In Arm und Hand Geschick und Kraft,
Wie würdig bist Du dieser Schmerzen,
  Die nun mir Deine Liebe schafft!

Was an Gemüth und Geist und Schöne
Aus Gottes reichem Schooß zerstreut
Sich niedersenkt auf Erdensöhne,
Das Alles ziert vereint wie heut',
So morgen Dich, so durch die Zeiten.
Der Held, der Weise, die den Raum
Der Rathhaushallen stolz durchschreiten,
Was sind sie? Zweige nur vom Baum!

Mein Volk, es wird ein Tag erwachen,
Da wirst Du selig, göttlich sein,
Dich kennen, auf die Heimat lachen,
Auf Fluren, die dann endlich Dein!
Wird dann Dich lieben auch noch schmerzen?
Wird noch der Feind erhaben stehn
Und sprechen noch in seinem Herzen:
„Ihn läßt sein Volk vereinsamt geh'n!?"

Von Demselben.

Die Hansajungfrau und die Tellensöhne.

Ein Sohn des Tellen sprach zum andern:
„Gen Norden nach der Freundesstadt,
Zur Hansajungfrau laßt uns wandern,
Die hoch im Arm ein Steuer hat,
Zur Meeresjungfrau, die den Gruß
So zart und lockend uns gesendet,
Daß von der Alpen grünem Fuß
Das Herz zu Nordens Meer sich wendet!"

Und aus der Alpenrunde schreitet,
Den Stutzer um, die Tellenschaar,
Und über ihren Häuptern gleitet
Ein mächtig Banner wunderbar.
Du deutsches Volk, ja blick' hinan
Zum weißen Kreuz' im Feld von Blute:
Es deutet Deine Leidensbahn,
Und Sieg und Heil auch Deinem Muthe.

Und wie sie zieh'n durch Deutschlands Gauen,
Da glänzt aus manchem Aug' ein Stern,
Und Mancher summt: „Sie hier zu schauen,
Wer hofft' es je?" Vom Wege fern,
Am Pfluge hält der Bauer still
Und staunt und sagt zu seinem Knaben:
„Der Tell auf schwarzem Dampfroß will
Vom Süd zum Nord das Land durchtraben."

Wer aber sind die schmucken Schützen,
Den Schlüssel hoch im Banner drin?
Die Bremer, so die Jungfrau schützen,
Des Meeres edle Schlüßlerin! — —
Da kommt sie selbst im frohen Schwarm,
Bei Freudenschall, durch Ehrenbogen;
Das ganze Volk geht Arm in Arm
Und Blumen schaukeln auf den Wogen.

Der Oberst spricht der Eidgenossen:
„Die Berge zog's zum heil'gen Meer! —
Um das sich Brust an Brust geschlossen,
Das Banner reicht der Telle her;
Dafür, o Maid, aus Deiner Hand
Den gold'nen Meeresschlüssel reiche!“
Sie nahm es lächelnd; herrlich wand
Es um die Stirne sich, die bleiche.

Mit einem Alpenrosenkranze
Ein Greis darauf zur Jungfrau tritt:
„Was hier noch blüht in frischem Glanze,
Zum Gruße gab's die Freundschaft mit,
Die hütend uns zu Hause blieb.
Noch blüht's: das that des Dampfes Flügel,
Womit das Roß die Lüfte hieb,
Den Raum verschlang und Flur und Hügel!“

Sie setzt den Kranz in's Haar, das lose.
Ihr Freunde, nun in's Heiligthum,
Das, überschwebt von einer Rose,
Das Oel des Lebens rings herum
In unerschöpften Brunnen hegt!
Für Liebe schlürft unsterblich Leben,
Das sie zum glüh'nden Mund euch trägt;
Nur Euch ist dieser Trank gegeben!

Sie schlürfen! Wer davon getrunken,
Er schwärmt in süßer Seligkeit,
Von Neuem flammt der Götterfunken.
Und wo der Schützen Kugel weit
Hinan zum Königsvogel dringt,
Da führt sie jetzt die Tellensöhne.
Ha, stolzer Adler, was da klingt,
Es ist des alten Pfeils Getöne.

Sie schießen mit; die gold'ne Lende,
Der gold'ne Kopf, das Zepter sinkt,
Der Schweif in ihre Trefferhände.
Es war nur Scherz. Und wieder winkt
Die Jungfrau süßer, als zuvor:
„Vom Stapel laßt uns jetzo laufen!
Ich führ' euch an des Meeres Thor;
Der Schiffe Schönstes sollt ihr taufen!"

Und sieh! den Augen liegt es offen,
Das Meer, das unsre Welt umarmt;
Es brüllt, vom Jungfraublick getroffen,
Und frägt: „Weß hab' ich mich erbarmt??"
Fest steht der Schweizeroberst da
Und schleudert Wein zum schönsten Kiele:
„Ich taufe dich Helvetia."
Und leicht hin plätschert's wie zum Spiele.

„Durchkämpfe stolz die Wellenriesen,
Der Hansajungfrau schönster Schwan!
So singt ein Dichter nach der Friesen:
„Uns aber von der Meeresbahn,
Bis wo der Tell den Geßler traf,
Uns sei das Schiff ein Freiheitsbildniß,
Und wieder „„Lieber Tod als Sklav""
Durchschalle kühn die Völkerwildniß!"*)

Von Demselben.

---

*) Bei der auf freundlichste Einladung erfolgten Schützenfahrt nach Bremen überreichten die Schweizer- den Bremer-Schützen eine Fahne, der wackere Benziger-König von St. Gallen noch insbesondere einen frischen Alpenrosenkranz, wurden sie in den Rathskeller geführt und namentlich in den Keller der „Rose", schossen sie mit nach den Königsvögeln und deren Bestandtheilen, nahm Oberst Kurz in Bremerhafen die Taufe des neuen Schiffes Helvetia vor. Der Friesendichter ist Allmers, der eine Anrede an die Schweizer hielt, „Lieber Tod als Sklav", der Wahlspruch der alten Friesen.

Klein Ottiliens Tod.

An Freund E.

Noch einmal wandte die kleinen Arme
Zu Dir empor Dein sterbend Kind,
Und aus den Kissen in stillem Harme
Zum Vaterherzen hobst Du's lind;
Es aber goß an Deine Wange
Sein schönstes, letztes Lächeln und — ging!
Zur Höhe ging's mit hellem Sange,[1])
Wie's Lerchlein, zieht's im Blauen den Ring.

Das Lied Du hörtest es tief im Herzen,
Daß auch ein Sehnen Dich ergriff:
Dir war's, wie Jenem, der unter Scherzen
Viel lustig Volk ein glücklich Schiff,
Zur schönern Heimat hingewendet,
Besteigen sieht und traurig, allein,
Bis ihm ein Stern es wieder sendet,
Nun harrt auf wildumwogtem Gestein.

---

1) Einer schweizerischen Sage gemäß.

O Freund, Du wolltest dem Vaterlande
Ein Weib erziehen, frei, wie Du.
Das, wollt' ihm nahen der Hauch der Schande,
Den Dolch erfaßt' in ernster Ruh,
Ein Weib, das einst zum Bürger spräche:
„Zur Hälfte Deinen nagenden Gram
Verlang' ich! Auch des Weibes Schwäche
Erglüht, wie Deine Stärke, von Scham!"

Ein Wollen, edel wie große Thaten!
Um's Kindlein aber klage nicht!
Denn rasch nun reifen die bösen Saaten
Und näher tritt das Weltgericht
In aller Menschen Kampf' mit Allen!
Was Edles nun die Scholle betritt,
Es kann nur ringen, muthig fallen,
Wie wir, und unsre Sprößlinge mit:

Und mit dem Himmel im Prachtgemüthe
Das Weib — es bleibt ein Leidensbild,
Gefeilscht, erglänzt es in äuß'rer Blüthe,
Verschmäht, ist rauh der äußre Schild!
Dir wird Dein geistig Haupt nicht bluten,
O kleines Englein, Ottilie!
Dich reißt in ihrer Lüste Gluten
Des Mammons Welt, die taumelnde, nie!

Von Demselben.

Im Kufstei, huusteuf underm Boda.

Im Kufstei, huusteuf under'm Boda,
Do sitzt ä Jünglig, gad [1]) wie mier;
Er cha=n es Gleich [2]) so chum verroda; [3])
Wie d'Nacht isch dett [4]) der Morged schier.

Und was er ghört, es ischt es Chlaga,
Us Grebrä wie=n=a lyses Gschrei,
Und was er gseht, er gseht nüd taga,
Er gryft a chalta, nassa Stei.

Do sitzt er uf der füechte Streui
Und walbet [5]) a die hälä [6]) Wänd;
Us syne=n Augä blickt ä Leui;
Er treit a 's Härz di fynste Händ.

So stuhnt er vyli, langi Stundä,
Und ändli stoht er, thuot ä Schritt, —
Er ischt so schwär mit Chettä bbundä,
As zug' er sust [7]) nu d'Vestig mitt.

---

1) Gerade. 2) Glied, Gelenk. 3) bewegen. 4) dort. 5) lehnt.
6) schlüpfrig. 7) sonst.

Und wieder sitzt er süüfzged aba
Und leit der glüeig Chopf i d' Hand
Er ischt bi gsundem Lyb vergraba,
Und übrem Grab da gruonet z' Land.

Und raßla ghört er's eindersmolla,
Er schüüßt vom Glieger [1]) uf mit Füür;
Ach baitnu! [2]) z' Määs ist nunüd volla,
Es Tröpfli fählt; es rünnt nu hüür!

O Kufstei, bischt ä starchä Felsa,
Wer weißt, du wirscht en offes Huus;
Das wämmer dänn de Fürschtä helsa, [3])
Mit Chron und Schwärt dä luegeds druus!

Von Demselben.

1) Lager. 2) warte noch. 3) schenken als Pathe.

Das Urtheil in den Höhen.

Im Sonnenglanz der hohen himmlischen Gefilde
Verweilte noch mit eines Erden-Königs Geist
Ein Bote Gottes, der vom Todeskampf' ihn milde
Entbunden, und den Weg nach Oben folgen heißt: —
Sie schau'n in die verlaß'ne Tiefe schweigend ab —
Sie seh'n die Fakelzüge bei des Königs Grab.

„O, wohl mir, Seraph!" jubelt die befreite Seele,
„Daß Du erlöst mich von der Erdenhülle Zwang —
„Aus diesem Traumgemach' der Tugenden und Fehle,
„Wo nie ein Wonneton aus Eden widerklang!
„O, daß ich niemals kehren müß' in jene Welt,
„In der beim Scheiden erst die Nacht vom Auge fällt!

Und schweigend blickt sein Engel in das Erd'gewühle,
Aus seinem Antlitz will die Freudigkeit entflieh'n —
Es zieht ein Nebelhauch bewegter Vorgefühle
Auf seiner Miene wahrheitslauterm Spiegel hin;
Mit einem Blick in welchem Schmerz und Liebe wohnt,
Schaut er in's Auge dem der unten hat gethront.

Und schwand! — Es schwanden hin die Erde, die Gestirne,
Es nah't Weltuntergang von allen Seiten her!
Die Schöpfung löst das Diadem von ihrer Stirne
Und Blitze thürmen sich — ein wallend Feuermeer!
Da lischt das All in Nacht und Grauen aus —
Ein golden Morgenroth steigt aus dem Weltengraus'!

Den Geist erfaßt ein unbekanntes selig Wehen,
Das ihn durchglühend in= wie über ihm erlebt —
Er sieht im Auge sich des Weltenrichters stehen,
Entzückt in sich, wie auch sein Innerstes erbebt —
Das ist ein Ausguß jenes unnennbaren Lichts
Im Mittelpunkt der Welt — ein allmachtquellend Nichts!

Da schließt sich auf des Königs schweigendes Gewissen,
Der Augenblicke Zeugenschaft in Gut und Bös' —
Er glaubt in seiner Sündengluth vergeh'n zu müssen —
Und hoffet doch, daß Heilandsliebe ihn erlös' —
Wenn nicht — was Ahnung halb schon grauenvoll erkannt,
Noch eine Todesschuld enthüllet ihr Gewand.

Und zu des Königs Seele sprach der Geist der Welten,
Aus ihrem Sein und Ich, wie aus dem All umher —
Als strafendes, in Flammensturm erwachtes Schelten —
Beseligend aus seiner Liebe tiefstem Meer —
Als jenes heil= und gotterfüllte Lebenswort,
Das Wahrheit ist in alle Ewigkeiten fort:

„Wie Du gedacht — die Sünden alle sind vergeben,
„Die Du in rascher That vollendet und bereut!
„Allein was unterlassen Du im Erdenleben,
„O Menschensohn, das ist's, was Dich der Strafe weiht!
„Sieh' hin — wer sind die Wesen dort in Deinem Reich?" —
„O Herr, des Pöbels Schaar, nur halben Menschen gleich!"

„Und zu des Pöbels Heil", sprach Gott, „für sie, die Armen,
„Stieg einst mein Sohn hinab in eu're Sündenwelt:
„Die Er vom Tod gelöst, in ewigem Erbarmen,
„Hab' ich der Obhut Deiner Liebe zugestellt! —
„Was hast für jenes Volkes Elend Du gethan?
Was ist aus ihm geworden? König, Mensch, sag' an! —

„Seid Ihr nicht allesammt aus einem Quell entsprungen,
„Wiegt nicht des Bettlers Seele wie die Deine gleich?
„Wo blieb die Liebe, so Du, Engel einst, besungen,
„Bevor ich Dich gesandt in jenes Erdenreich?
„Nicht Gold und Glanz den Großen, wie Du königlich —
„Den Armen Licht und Brod zu spenden, sandt' ich Dich!"

So sprach die Stimme; tausendfach davon ergriffen,
Versank des Königs Geist in namenlose Qual,
Er sah die Dolche der Vernichtung schon geschliffen,
Da unten zeugten sie in Millionen-Zahl!
„So nimm Dein Urtheil hin aus meiner Lebenshand,"
Sprach Gott, „wie liebende Gerechtigkeit es fand:

„Flieh', Weinender, hinab in die verlaß'nen Gründe
„Und werde Mensch, wie Du zuvor gewesen bist —
„Ein König nicht! — o nein, im dienenden Gesinde,
„Bis Deine Todesschuld aus Dir gewichen ist:
„Versink' in jenes Erdenelends tiefsten Schlund
„Und sühne da der Menschenliebe Gottes-Bund!"

Er sprach's — und wieder lösten sich die Weltenbande
Und schwarze Finsterniß verschlang des Lichtes Quell! —
Da flog sein Engel her im leuchtenden Gewande,
Den König hinzuleiten auf die Erde schnell: —
In einer Wüste dort — entsank ein Unglückskind
Dem Schooße einer Bettlerin, bei Sturm und Wind!

Oberst Christ in Chur.

Osterlied.

O Du, deß Licht und Segenskraft
In alles Dasein dringt
Und ewig neues Leben schafft,
Im jungen Lenze winkt —

Du, der im hellen Finkenschlag
In's Herz des Menschen ruft,
Erweckend seinen Geistestag
Aus der Gewohnheit Gruft —

Der aus dem lichten Farbenschein
Des Blüthenkelches blickt
Und in des Mißgeschickes Pein
Den Blitz der Hoffnung zückt —

Der hoch im blauen Aether weht —
Balsamisch in die Brust
Des Menschen tausend Keime sä't
Voll süßer Himmelslust —

O Du, die Sonne jener Welt,
Im reinsten Lebenslicht,
Das aller Welten Wesen zählt —
Der Liebe Jüngstgericht!

Der uns erlöset von dem Hohn
Des alten Zwanggebots —
Durch seiner Allmacht-Liebe Sohn
Vom Dasein eines Tod's —

Und für die ganze Menschenwelt
Ein Recht geschaffen hat,
Ein Glaube der uns alle hält —
An Deine Liebesthat!

— Deß' Herzschlag alle Pulse hebt,
An dem sich Alles labt,
In dem das Mark des Geistes lebt,
Weltschöpferisch begabt!

O Du, der aus dem Feierklang'
Im Osterglocken-Gruß
Uns ladest heut' zum Festgesang'
An Deines Thrones Fuß —

Vernimm, Allgütiger, den Dank,
Wie Dein Geschöpf ihn zollt —
Für Deines Blutes Weihetrank
Nimm meines Herzens Gold:

Ich will, o Herr, Dein Lehensmann
Im ganzen Leben sein,
Des Kindes Haupt, o nimm es an,
Des Weibes Herz sei Dein!

Geweihet sei Dir was ich hab',
Nimm hin mein eigen Ich —
Denn Alles ist ja Deine Gab'
Und Alles ist durch Dich!

Ein Funke sind wir Deines Licht's —
Erhalte Du ihn hell,
Und laß am Tage des Gericht's
Ihn finden seinen Quell.

Von Demselben.

Waldmanns Todesahnung.

Verschwunden ist die Heeresmacht
  Des Kühnen von Burgund —
Gesunken ist in Todesnacht
  Sein Stern auf blut'gem Grund.

Da zieht das Eidgenossen-Heer
  Im Siegesglanz zurück;
Voran im blauen Waffenmeer
  Hans Waldmann und sein Glück.

Er lenkt es hin nach Zürichs Stadt,
  Ihn grüßet Glockenklang —
Entgegen eilt was Odem hat
  Zum festlichen Empfang.

Und vor dem schöngeschmückten Thor
  Im fluthenden Gedräng',
Hebt Waldmann seinen Blick empor
  Auf all' die Volkesmeng'.

Ihm schwoll das Herz', so siegeshehr
  Vor seinem Volk zu steh'n;
Des freien Volkes König er —
  Ein Gott dem Volk zu seh'n!

Und zu dem Günstling hingewandt,
(Sein Günstling? — der ist fort:
Ein Dämon ist's, der bei ihm stand!)
Spricht er das stolze Wort:

„Ist noch ein Mann in dieser Stadt,
„Und kannst Du sagen Wer?
„Den's nicht zu schau'n gezwungen hat
„Den Waldmann und sein Heer?

Da zischt in's Ohr ihm das Gespenst:
„O doch! Ein Mann blieb aus,
„Der Henker Zürichs, den Du kennst,
„Er schafft für Dich zu Haus.

„So hoch das Haupt Dir schoß empor,
„Verfallen ist's und feil —
„Es schleift für Dich, o eitler Thor,
„Der Henker schon sein Beil!"

Da schaut der Held den Dämon an,
Sein Hochmuth ist dahin —
Erbleichend sinkt der kühne Mann,
Die Knechte stützen ihn.

Von Demselben.

Sieg der Liebe über die Macht der Elemente.

I.

Das Begräbniß.

„Enden, ja, soll diese Höllenqual!
„Meine Ruhe will ich wieder haben,
„Die mir schadenfroh die Liebe stahl
„Und lebendig will ich die begraben!

— Also führ' ich sie in's Feld hinaus,
Tobend wie ein angeschoß'ner Eber,
Suche da — und meß' die Seiten aus
Eines Grabes, wie ein Todtengräber.

Schaufle Schollen, Erde, weißes Kies,
Bis die Höhlung in des Schlundes Mitte
Auf gewohnte Grabestiefe stieß,
Ebne auch die Wände nach dem Schnitte.

Dann so nehm' ich sie, die lächelnd mir
Bei der Arbeit zugeseh'n und decke
Mit dem Schleier wohl die Augen ihr,
Daß sie mein Erbarmen nicht erwecke:

Binde kreuzweis ihre Hände fest —
In die Grube streu' ich weiße Rosen,
Lege sie ganz sachte in das Nest,
Decke sie mit Blumen und mit Moosen:

Fülle rasch die Höhlung wieder zu,
Darauf wölb' ich eine Rasendecke;
Wünsche boshaft eine süße Ruh' —
Sorgenlos, daß sie mich wieder necke.

Und als ausgeruht von dieser That
Und getrocknet ich den Schweiß der Stirne,
Als ich kehren will auf meinem Pfad —
Steht sie lächelnd neben mir, die Dirne!

Die so wohl geborgen ich gedacht,
Sie beginnt mit neuen Schmeichelgaben;
Sie umgaukelt mich die ganze Nacht,
Statt der Liebe war der Haß begraben!

II.

Der Flammentod.

„O versengen möcht' ich sie! — Gewiß,
„Aus den Flammen hilft sich Liebe nimmer:
„Tilg' ich so den süßen Schlangenbiß —
„Tauben Ohren töne das Gewimmer!"

— Als gekommen war die zweite Nacht,
Und ich sie in Schlummer eingesungen,
Hab' ich auf das Lager sie gebracht,
Lösend ihre Hand, die mich umschlungen:

Schleiche leise auf der Zeh' hinaus,
Lege Feuergluth auf jede Schwelle,
Schließ' die Laden wie die Thür am Haus —
Fliehe weit ab von der Mörderstelle.

Bald so hör' ich ihre Todesnoth —
Durch die Klimsen leuchten helle Blitze,
Jetzt verstummt sie -- endlich ist sie todt
Und in Asche wandelt sie die Hitze!

Meinend nun bei wohlgelung'ner Sach'
Noch zu retten manches im Gebäude,
Eil' ich schleunig zu dem nahen Bach,'
Meine Wassereimer füll' ich beide:

Schleppe mühsam her vom Uferrand,
Emsig schreitend ohne aufzublicken,
Schütte Guß auf Guß in vollen Brand,
Wo in dichtem Qualm die Flammen zücken:

— Hilft mir jemand in der Stille mit ,
Nimmt das Eimerpaar und geht zum Flusse
Hin und wieder, wie mit Windestritt,
Bis die Loh' getödtet von dem Gusse.

Als erloschen auch die letzte Gluth,
Und ich danken will dem Freundestriebe —
Ist es ja sie selbst, in Fleisch und Blut,
Unversehrt die todtgeglaubte Liebe!

Langt nach meiner Wange mit der Hand,
Spüret ängstlich eine Brandmalwunde,
Pfleget sie mit kühlendem Verband,
Lob und Küsse stehlend mir vom Munde!

III.

Der Sturz in's Wasser.

„Nein gewiß — es ist nicht auszuhalten,
„Solche Wonne — solcher Seelenschmerz! —
„Einem Dämon gleicht dies wilde Schalten —
„Liebe tödtet jedes Heldenherz!

„Hebt sie mich in Paradieseshöhen —
„Stürzt sie lächelnd in die Hölle mich:
„Stillet sie mit Balsam meine Wehen —
„Wandelt er in Skorpione sich!

„Nun, ich hab's beschlossen und geschworen —
„Abzuthun sie noch an diesem Tag!
„Ihr den Wassertod hab' ich erkoren,
„Den kein Flammengeist bezwingen mag."

— Ueber Blumen, kosend, am Gestade
Wandeln wir des Abends Hand in Hand,
So von ungefähr dahin gerade,
Wo im Lenz ein Liebender verschwand.

Auf des Waldbachs jähem Felsenrande
Schwebt sie hin im leichten Jugendschritt:
Jetzt ein Stoß! — sie hält mich am Gewande
Und ich stürze in den Strudel mit!

Und ich kämpfe mitten in den Wellen
Einzudunken ihren schönen Kopf —
Doch die Todesnähe weiß zu prellen,
Angst und Schwindel fassen mich am Schopf

Und sie schwingt am Zweigchen einer Weide
Aus den Wogen sich auf festen Grund —
Faßt mit Eins auch mich am nassen Kleide,
Zieht mich rettend aus dem Wasserschlund':

Bettet mich in blühendes Gesträuche,
Und ihr Herzschlag wärmet meine Brust —
Und es athmet ach! der Todesbleiche
Ihr am Busen neue Götterlust:

IV.

Verweisung in die Luft.

„Ist es denn nicht möglich, sie zu morden —
„Wohl, so mag das eig'ne Leben flieh'n!
„Halt! — ich kenne einen frommen Orden,
„Den zu fragen eil' ich noch dahin. —

„Ja, das soll! — sie haben es gesprochen,
„Helfen soll das letzte Element.
„Liebe stirb! dein Stäbchen ist gebrochen,
„Und ich ahne meines Leidens End'.

„Eingeschlossen heimlich im Gemache,
„Bild' ich sinnig einen Luftballon,
„Darin send' ich sie, ein Himmelsdrache,
„Schonungslos in Wind und Sturm davon!"

Als der Ball empor im Lichtovale
Und das Schiffchen zierlich unten hing,
Sprang sie ohne Säumniß in die Schale,
Wähnend also, daß ich mit ihr ging';

Da gewandt entschlüpf' ich ihren Händen,
Schneid' entzwei die straffen Ankertau' —
Doch im Schwung' umwirren mich die Enden
Und ich schwebe schon im Aetherblau:

Ach, da bot sie mir die Hand vom Schiffe,
Half mir nochmals aus der Todesnoth,
Sie vergab mir freudig meine Kniffe
Mit dem Liebeskusse, den sie bot!

V.

Erkenntniß.

— Ueber's Meer als leuchtendes Gefieder
Zog der Schwan mit uns in Höhen fort;
Endlich sank er auf ein Eiland nieder —
Eine Hütte fand ich offen dort:

Da nun wohnen wir im süßen Frieden
Einer thatenreichen Einsamkeit,
Und woran ich zweifelte hienieden —
Liebe wandelt in Beständigkeit!

Dem belehrten, gläubigen Gemüthe
Spendet sie das höchste Lebensglück —
Aus der Liebe keimt allein die Güte,
Heldentreue lebt in ihrem Blick!

Liebe führt zu allen Himmelsquellen,
Liebe wohnt im ganzen Weltenlauf,
Und sie steigt aus Erde, Luft und Wellen —
Ewig jung aus Feuergluthen auf!

Von Demselben.

Die Macht des Lichtes.

An Blatt und Blume glänzt der Thau,
Zum Perlenmeer wird Feld und Au;
Die Sonne strahlt von ihrer Bahn
Die tausend Perlenkinder an
Urd wärmt und winkt — —
Gleich steigen sie vereinigt himmelan
Und sinken nicht, bis auch die Sonne sinkt.

Dr. J. B. Baudsin.

Pappel und Apfelbaum.

Zum Obstwald einst die Pappel sprach:
So strebt doch einmal meiner Höhe nach!
Mit euern Aesten dick und breit
Seid ihr ein Bild der Niedrigkeit!

Ein Apfelbaum vergalt in scharfem Ton
Also der leeren Pappel leeren Hohn:

Wir bieten hier in uns'rer Niedrigkeit,
Mit unsern vollen Aesten weit und breit
Dem Hunger Labung, Ruh dem Matten.
Du bist ein Bild der liebeleeren Zeit,
Hochragend ohne Frucht und Schatten.

Von Demselben.

Die Garnstrangen.

Die einfache, hier erzählte Begebenheit, hat sich unter meinen Landsleuten vor etwa hundert Jahren zugetragen. Die Mütter erzählen sie noch gern ihren jungen Töchtern. Die Namen der vorkommenden Personen und Oertlichkeiten sind mir entfallen; meine Bearbeitung der Ueberlieferung ist vielleicht nicht die passendste, und dann verlieren unsere Bündnergeschichten, wenn wir sie nicht in unserer Bündnersprache erzählen können. Gemüthlich ist die vorliegende, aber derb; ersteres gibt man gerne, letzteres zu geben hat etwas Widerstrebendes; dann glättet man und schmückt aus, und raubt vielleicht so der einfachen Dorferzählung ihre Natürlichkeit und volksthümliche Frische.

I.

Johannes saß auf der hölzernen „Trucke", *) neben dem Bette seiner kranken Mutter und hielt ihre abgemagerten Hände in den seinigen. Johannes war ein guter Sohn und seiner Mutter einziger; Niemand schüttelte ihr das Kopfki=

*) Kofferkasten, Trog, meist bemalte Familienbesitzthümer.

sen so gut wie er, Niemand konnte ihr so schöne Worte sagen, wenn Schmerzen und Angst über sie kamen, und Niemand, das war wohl natürlich, weinte so von Herzen mit ihr, wenn aller irdische Trost vergebens war. Kamen aber wieder ruhige, freundliche Stunden, und sie kamen gottlob in der Mutter langer Krankheit nicht selten, dann plauderten die Beiden traulich mit einander und die Stunden vergingen, sie wußten nicht wie; nur die alte treue Schwarzwälderuhr mahnte sie dann mit ihrem einförmigen Tik=Tak an die Zeit. Heute war die Kranke auch heiter und von außen war's besonders stille. Der Schnee fiel in dichten Flocken und hielt den Besuch freundlicher Nachbaren ab. In der Stube sah es sauber aus, das wollte die Kranke so haben, d'ran war sie gewöhnt seit fünfzig Jahren. Sie gab im Bette an und Johannes folgte ihr auf den Wink. Die „Maientöpfe" im klaren Fenster hatten ihren schlanken dunklen Rosmarin und ihr grünes Apfelgeranium noch so frisch wie immer. Die hübsch geschnitzten Stühle von Kirschbaumholz prangten mit ihren schneeweiß gescheuerten Beinen; unter dem blanken Spiegel lag auf einem Gesimse die Bibel der alten Frau ganz ohne Staub, denn Johannes mußte ihr täglich daraus vorlesen; auf dem andern Gesimse, gegenüber dem lieblich warmen Ofen, standen die weißen geblümten Kaffeeschüsseli in Reih' und Glied; wie freundlich war die gute alte Frau immer gewesen, wenn sie Jemanden daraus bewirthen konnte. Jetzt lag sie im saubern Bette, von roth und weiß gestreiftem Linnen, das sie selber gesponnen und gewoben hatte, und schien auch an letzteres zu denken, denn sie sagte plötzlich zu dem freundlich über ihr

hingebeugten Sohne: Gib mir doch den Bündel Garn-Strangen heraus. Johannes stand von der Trucke auf, die (damit er der lieben Kranken immer nahe sei) bei Tage sein Stuhl, und Nachts, wenn er ein Kopfkissen darauf legte, sein Lager war, von dem aus er seine nächtlichen Krankenwärterdienste treu versah. Er öffnete das knarrende Schloß und nahm einen Bündel feiner Garnstrangen heraus, den er der Mutter überreichte; diese legte sie neben sich auf's Bett und betrachtete sie nachdenkend. Denkt nicht zu viel über's Weben, liebe Mutter, bat Johannes, es könnt' euch jetzt schaden. „Webe kein Tuch mehr in diesem Leben," sagte sie wehmüthig, „diese Strangen wären auch nicht gut weben, sie sind so verworren, ich war schon im Frühlinge krank und konnte nicht dabei sein, als sie in der Lauge gesotten wurden; da hat mir die Wäscherin sie verderbt, ich hielt's damals für ein Unglück, jetzt aber kann's dir zum Glück werden." Johannes schaute sie verwundert an. „Wenn ich gestorben bin und das erste Trauerjahr vorüber ist, so nimm einen solchen Garnstrangen, gehe zu dem Mädchen, das du am liebsten hast, Abends auf den Hengert*) und suche sie, nach allerlei Gespräch, endlich mit klugem Scherze dahin zu bringen, daß sie dir diesen Strangen windet. Die Fäden sind sehr verworren, nicht Jede kann sie entwirren, windet dein Mädchen sie nun geschickt und geduldig ab, so wirst du eine gute Frau an ihr bekommen, die geschickte Hände, einen geschickten Kopf und ein geduldiges Herz hat. Windet sie den Strangen nicht, so geh' zu einer Andern;

*) Schon altdeutsch „Besuch".

und wenn du auf diese Weise zu Zehnen gehen müßtest, laß nicht ab, bis du die geschickte, geduldige Winderin gefunden hast, es wird dich nie reuen. Versprichs mir, so zu machen, gelt?" Johannes versprachs tiefbewegt. Drei Wochen darauf folgte er mit kindlichen Thränen dem Sarg seiner Mutter und nahm den Trost mit in seine Verweisung und Einsamkeit, daß er ihr immer ein guter Sohn und zuletzt ein liebevoller Krankenwärter gewesen sei. Wohl ein kräftiger Trost für ein Gemüth, das sich um liebe Heimgegangene trauernd härmt.

II.

Das stille Trauerjahr ging vorüber, und noch eines, ehe Johannes sich entschloß, nach dem Rathe der Mutter, eine Frau in das wohnliche, sonst so wohl eingerichtete, jetzt etwas vernachläßigte Hauswesen einzuführen. Nach eines mondhellen Abends, der so recht hinaus in's Freie lockte, lugte Johannes in den Spiegel, der nicht ganz so klar war, wie zu der Mutter-Zeiten, ordnete sein reiches braunes Haar und meinte seit zwei Jahren zum ersten Mal, er sei doch ein ordentlich hübscher Bursche; die braunen Augen, die die Zeit her manche kindliche Thräne geweint, blickten jetzt feurig und schalkhaft, indem er seinen Staat ordnete, der die Mitte hielt zwischen Sonntags-Anzug und Werktags-Kleidung; steckte dann einen der besprochenen Strangen in die Tasche, warf den runden grauen Hut leicht auf's Ohr und schritt munter und rasch durch die schöne laue Mondnacht, ein Liedchen pfeifend und trällernd und sich blutwenig kümmernd, ob andere Nachtwandler an ihm vorbei-

duckten oder derb an seine Schultern rennten. Die Derben fanden an ihm einen noch derbern und die ängstlichen Ducker einen fröhlichen Auslacher. Endlich stand er vor einem kleinen Hause stille und athmete etwas beklommener alssonst. Daß das Haus klein war, störte Johannes wenig, daß aber der Garten nicht so war, wie bei seiner Mutter, d. h. in Ordnung, das schien ihn etwas zu stören, er nahm nachdenklich den Strangen in die Hand und sagte: „sie wird das nicht können, und doch ist Keine so schön wie sie, da wäre es besser — doch wir wollens probieren. — Er klopfte, Lichter fuhren an den Fenstern hin und her, aber Niemand kam zu öffnen. Johannes, ungeduldig, schwang sich auf den Gartenzaun und schaute in's Haus, das schienen die drinnen nicht zu ahnen. Eine der Bewohnerinnen hatte beim Klopfen schnell den Besen ergriffen und wischte die Stube, man hörte das Knarren des harten Besens d'raußen. Die Andere lehnte am Fenstersims und flocht das schöne goldgelbe Haar in lange Zöpfe. „Das hätten sie beides am Morgen thun können," brummte Johannes, noch ungeduldiger durch seine unbequeme Stellung auf dem Gartenzaun. 'sRöseli, das da d'rinnen zopfte, war ein wunderholdes Meitli, tanzte wie ein Vögelein, plauderte lustig und lieblich zugleich und war dabei gut, o so sei ein „Gutes" geb' es Keines mehr, meinten die Knaben*). Es erbt ja nur zwei Küh, sagten dann die Väter, und die Stine erbt den ganzen Stall voll, nimm die Stine. Und manche Mutter sagte: „es thut nichts auf dem Feld und thut nichts im Hause, wenn du's nimmst,

*) d. h. unverheiratheten (und wäre einer 60jährig).

so kannst dann selber kochen und lismen und wirst mir ein Schöner."

Wegen den zwei Kühen war's Johannes gleich, er hatte ja selber viele; aber kochen und lismen hatte er nicht gelernt, und faßte d'rum auf seinem Gartenzaune d'roben den festen Entschluß, der Mutter Strangenprobe hier anzuwenden und könne 'sRöseli die nicht bestehen, gleich mit ihm abzubrechen; es sei das Beste für ihn und 'sRöseli, meinte er, denn sie könnten einander ja sonst Beide gern bekommen, wie es unter hübschen Leuten leicht möglich, wenn sie sich oft sehen. Das Oeffnen der Hausthür brachte Johannes aus seinen tiefen Gedanken, 'sRöseli war's und hielt ein Licht, das warf hellen Schein auf sein Rosen-Antlitz und die holdseligen blauen Augen, es bot ihm sein Händlein und lächelte schüchtern und innig. Johannes war ganz entzückt, stolperte aber beim Hinaufgehen in die Stube über die Krautstande, die mitten in der Hausflur lag, dann über den Besen quer vor die Stubenthür hingeworfen; 'sRöseli schien sich darüber nicht zu wundern, stolperte es ja doch selber den ganzen Tag über sein eignes Hausgeräth; aber Johannes freudenleuchtende Stirne hatte sich verfinstert. „Hast dir weh gethan?" fragte Röseli theilnehmend; sehr weh, sagte Johannes ernst und legte die Hand an den Strangen in der Tasche. Sie traten in die Stube: „Nein das Röselein wohnt doch in zu dornigem Strauche", dachte Johannes, sich umsehend. Unmuthig und entschlossen setzte er sich auf den ersten besten Stuhl und nahm den Strangen zur Hand. Was hast du hier? fragte Röseli verwundernd. Einen Strangen meiner Mutter, willst du mir ihn winden?

fragte er gradaus. Ach, s'Fadenwinden ist so langweilig, sagte es sanft, ich will's morgen thun, heute laß uns lieber plaudern. — Ich plaudere am liebsten, wenn fleißige Mädchen neben mir arbeiten, sagte Johannes, spann mal auf, ich erzähle dir dann allerlei Schönes. Er nahm selbst die Garnwinde aus dem Winkel, Röseli mußte sich ergeben. Es fing an zu winden, zu wickeln und zu zupfen, bis es nicht mehr weiter konnte, und nun auf in Johannes traurige prüfende Augen schaute. Daß ich dir den Strangen verderbt, wirst nicht zürnen, sagte es, (des Jünglings Kummer einzig dem verlornen Strangen zuschreibend) ich will dir meinen gekauften Faden dafür geben, der ist schön und weiß. Wart' wo ist er? — (Es suchte lang und fand ihn endlich unterm Ofen). Hier hast ihn. Johannes aber nahm statt des Fadens das Händchen, das sie ihm bot und hielt es lange wie zum Abschied, mit tiefer Wehmuth. Das Scheiden that ihm weh. Da polterten draußen auf der Treppe schwere Tritte. Johannes und Röseli, Beide etwas konfus, hatten vergessen die Hausthür zu schließen; zu der kam nun der Peter herein. Der Peter war ein Kamerad des Johannes, von den besten Knaben einer, auch ein hübscher und ein reicher. Er hatte das Röseli gern und keine Mutter die ihm wehrte, es zu nehmen, wenn es ihn gewollt hätte; daß es ihn aber nicht wollte, war nur der Johannes Schuld. Johannes merkte das Alles und ließ des Röselis Hände fahren, die er vorher fest hielt, rückte seinen Stuhl ganz stille zum Fenster und machte dem Peter Platz, bei Röseli zu sitzen. Dem Röseli war's nicht recht, dem Peter aber um so rechter; er war vergnügt und schaute das Röseli mit so hüb-

schen Augen an, daß auch es freundlicher wurde. Der Johannes aber dachte: „Daß ich das Röseli nicht heirathen kann, ist bei mir ausgemacht; warum bleib' ich denn dem Johannes im Wege, als thät' ich's aus Bosheit?" Er stand auf, reichte Beiden freundlich ernst die Hand und ging. Der Peter schaute ihn an, als ob er ihn hätte küssen mögen, das Röseli aber als ob es gern geweint hätte. Johannes hätte auch gern geweint, ging viel stiller heim als er gekommen war, blieb auch still Wochen und Monat lang und machte ein recht trauriges Gesicht. Das wurde aber am traurigsten an einem schönen Sonntagsmorgen, wo er laut jubeln und schießen hörte und die Kirchenglocken läuteten. Heute führte Peter Röseli zum Altare. Johannes schaute zum Fenster heraus; der Peter war hübsch und das Röseli zehn tausendmal hübscher, mit dem grünen Kranz in den goldgelben Zöpfen. „Hätt's auch haben können", seufzte Johannes, „glaube die Mutter war doch unrecht dran mit dem Strangen." Es wurde ihm drückend zu Muthe, darum ging er hinab über Feld und Wald in's nächste Dorf.

III.

Am Eingange des Dorfes, von Bäumen umschattet, von Ställen, Back- und Waschgebäuden wohnlich umgeben, lag das graue Rößliwirthshaus, an Sonntagen viel besucht und belobt. Auf der Tenne nebenan rollte die Kegelkugel und lachten und lärmten junge Bursche in ihren Sonntags-Hemdärmeln; die Röcke hatten sie sorglos in den Strohkasten geworfen. Machts nur nicht auch mit den brennenden

Pfeifen so, sagte bedächtig der alte Knecht des Wirthes und stellte Flaschen und Gläser auf den Tisch neben dem Tennthore. Dorfkinder und lagernde Betteleute schauten nun wundrig und sehnsüchtig zu, wer am meisten Schoppen möge. Wären wir nun auch groß und hätten Bluzger, sagten die kleinen Buben. Ja aber 'sWeintrinkeu ist Sünde, belehrten die kleinen Mädchen wichtig. Nein, nicht 'sWeintrinken ist Sünde! riefen empört die Buben; aber einen Rausch haben, daß man nicht gehen kann und die Leute schlägt, das ist Sünde! Die armen Betteleute aber flüsterten wehmüthig: hätten wir von jedem Schoppen, den die da zuviel trinken, nur wenige Tropfen, das gäbe uns Kraft. Was es die Reichen doch gut haben! Da drinnen im Hause raucht es so prächtig aus der Küche und „schmeckt"*) von Fleisch und Küchli; was es die Reichen doch gut haben! „Dafür kommen sie eben in die Hölle und wir in den Himmel", tröstete Eins. Aus der großen untern Stube des Hauses tönten schreiend Geige und Pfeife, hübsche ländliche Tänzerinnen lehnten glühend und ausruhend an den offnen Fenstern, während ihre Tänzer solche Pausen benutzten, einen glücklichen Wurf nach den Kegeln zu thun. Johannes, der Aufheiterung bedürftig, zog die Tanzstube der Kegelbahn vor, sein Name von gutem Klang verschaffte ihm Geltung bei den Jünglingen, und die Mädchen wisperten, als er in die Tanzreihen trat: „Nein schau doch was der anständig ist, viel mehr als die Anderen. Und was die für ein prächtiges Paar sind, der und die Margreth!" Des Wirthes hochgewachsene, schwarzäugige Tochter, welcher, neben Jo-

*) Alterthümlich und schweizerisch „riecht".

hannes, letztere Bemerkung galt, schien Gefallen zu finden am neuen Gaste und stattlichen Tänzer, und sie unterhielt ihn bestens mit ihrem gewandten Zünglein. Was die verständig redet, meinte Johannes, und was die flink und geschickt den Gästen aufwartet! Der merkt mans an, daß sie arbeiten gelernt und daß sie Witz im Kopfe hat. Diese Ansicht schien Johannes beizubehalten, je mehr er sich im Hause umsah, und kam von nun an öfter.

Margreth war ein fleißiges, geschicktes Mädchen, alles in der Wirthschaft musterhaft ordentlich und blank, alles zu rechter Zeit gethan, und das war hauptsächlich ihr Werk; und dabei war sie immer so niedlich gekleidet. Wie sie's nur macht? sagte die Magd, nicht einmal wenn sie in den Ofen feuert, wird sie rußig. Johannes schaute der fleißigen schönen Jungfrau oft mit innigem Vergnügen zu. Auch ihre Reden blieben immer verständig, wenn sie guter Laune war; die aber ließ sie, zu Johannes und des ganzen Hauses Jammer, oft im Stiche. Doch trotz der nicht guten Laune von Margreths und des Jammers von Johannes Seite, galten die Beiden den Leuten als Verlobte und Johannes dachte auch im Ernst an so etwas. „Nur noch die Strangen-Probe der Mutter, ich hab's ihr auf dem Todbette versprochen und werd's halten, wenn ich's gleich nicht gern thue; aber bei Röseli hat sie mich auf die Wahrheit geleitet, die ist jetzt ein armes Weiblein, das weder arbeiten noch haushalten kann, der Peter hat sein Kreuz mit ihr. Margreth wird den Strangen vielleicht nicht winden können; geschickte Hände und geschickten Kopf hat Niemand wie sie, aber geduldiges Herz — ich fürchte" —. Unter diesen Gedanken

und Selbstgesprächen hatte Johannes eines Abends, mit dem verhängnißvollen Strangen und einem goldenen Ringe, den Weg ins Rößliwirthshaus gemacht. Im Waschgebäude des Rößliwirthshauses wurde eben große Wäsche gehalten; Feuer prasselte unter dem gewaltigen Laugenkessel, und der Seife helle Blasen schwammen über den dampfenden Kübeln. Draußen aber am Brunnentroge stand Margreth und schwenkte weiße Tücher rasch und rüstig durch's klare Wasser, das aus zwei Röhren voll und silbern herabströmte. Wie hübsch war das Mädchen in seinen aufgerollten Aermeln und seiner frischen Beweglichkeit! aber Blicke und Worte warf sie ins unruhige Waschhaus, die wie Pfeile an ihr Ziel gelangten. „Der Jungfer kann man's doch nie recht machen" brummte es im Rauche, und die Feuer schürenden, Lauge schöpfenden Gestalten bemühten sich vergebens, den schönen, ungeduldigen Kommandanten draußen am Brunnentroge zu befriedigen. „Ei Margreth, bist gar z'bös", sagte begütigend die Mutter, die behaglich in einem großen Kübel spülte. Schon sank die Sonne und trocknete die weiße Wäsche auf den ausgespannten Seilen nicht mehr. Margreth schaute ins glühende Abendroth mit einer Miene als grolle sie der Sonne, daß sie zu früh für die Wäsche hinter die Berge sinke. In diesem Augenblicke gewahrte die Zürnende des Johannes schalkhaftes Gesicht, von Bäumen und aufgehängten Linnen halb versteckt; da wurde sie noch röther als die Abendwolken und reichte ihm vom Brunnentroge weg die Hand, schickte ihn dann ins Haus zum Vater, damit sie die Wäsche vollenden und z'Nacht kochen könne. Drinnen war es sauber wie immer, die Wäsche

störte die felsenfeste Ordnung dieses Hauses nicht. Der Rößliwirth empfing Johannes gar freundlich, holte ihm Wein, Brod, Käse und Wurst und war die Herzlichkeit selbst, denn der brave, wohlhabende und hübsche Johannes war von Eltern und Töchtern gleich gern gesehen. Der Rößliwirth that alles, es Johannes bequem zu machen, und als die vordere Stube sich mit Fuhrleuten füllte, führte er ihn in die schöngeputzte Visitenstube; da sahs noch sauberer aus als in der vordern, es war da sogar ein Kanape mit weichem Polster, und ein runder Tisch davor, mit einem einzigen runden Fuße, statt mit vieren, wie's sonst der Brauch ist; und was die Fenster glänzend waren, just wie daheim bei seiner Mutter. Da waren aber noch schöne, weiße Umhänge dran mit Fransen, und schöne Bilder an den Wänden, der Wilhelm Tell und die Männer im Grütli und der Ahorn bei Truns, auch andre noch die man gern schaute. Auch eine glänzende Kommode war da und ein Schrank darauf, und im Schranke standen glänzende Gläser und Bouteillen und schneeweiße Kaffee-Schüsselein mit blauen und rothen Blumen. In der Stubenecke aber, beim großen grünen Kachelofen, stand ein wackres Spinnrad mit feinem Garn auf der Spule. „Das hat die Margreth gesponnen", sagte die freundliche behäbige Hausfrau, (die eben ihn begrüßend hereintrat) als sie die Richtung seiner Blicke gewahrte; „die spinnt wenn sie Abends draußen bei den Gästen sitzen muß; ich weiß nicht wie das Mädchen bei Licht so rein spinnen kann." Dem Jünglinge wurde es in diesem behaglichen Hause warm ums Herz, er wäre mit seinem Heirathsantrage gleich hervorgerückt, hätte ihn nicht der Strangen

der Mutter noch davon abgehalten. Er guckte oft nach der Thüre, ob Margreth bald komme. Sie kam endlich, begrüßte ihn flüchtig, sagte dann sie müsse hinaus und schnell z' Nacht kochen. „Wir wollens dann später Abends schon einholen mit dem Reden", begütigte sie den Johannes, der unzufrieden werden wollte über ihr Ausbleiben. „Wenns Ordnung bleiben soll im Hause' muß man zur Stunde thun was gethan werden muß." Bist ein verständig, brav Mädchen, Margreth, sagte Johannes, drückte ihr die Hand und seufzte; warum er letzteres that wußte er nicht. Während nun Margreth draußen kochte, Mutter und Magd helfend ab und zu gingen, es bereits dämmerte, der Rößliwirth von einem Lichte sprach, das er holen wolle aber doch nicht holte, sagte eine sanfte silberne Stimme: „Guten Abend" und ein Mädchen mit einem Bündelein am Arme trat in die Stube. „Ei guten Abend, Bäsi Mejeli, sagte die Wirthin, kommst vom Dokter? wie gehts der Nahna (Großmutter)? „Wills Gott wirds bald besser mit dem Husten, sonst ist sie wohlauf, und der Nehni (Großvater) auch", sagte die silberne Stimme. Setz dich Bäsi, sagte der guthmüthige Rößliwirth, magst einen Schluck Wein, bis die Margreth z' Nacht gekocht hat? — „Wenn die Margreth kocht, so geh ich hinaus und helfe, ihr habt Wäsche gehabt und werdet müde sein." „Ei bleib, mahnte die Wirthin, du verdirbst sonst dein Sonntags-Röcklein." Kann mich schon in Acht nehmen, sagte das Mädchen munter, legte sein Bündelein auf die unterste Bankecke und hüpfte hinaus. Johannes dachte unwillkürlich bei der sanften Stimme: „was die lieblich redet! die hätte gewiß ein geduldiges Herz für einen Strangen." Er freute sich, die Besitzerin dieser lieblichen Stimme

beim Nachtessen zu sehen; aber er täuschte sich, es wurde Doppel-Tisch gemacht. Draußen in der Wirthsstube aß das Hausvolk; drinnen in der schönen Stube deckte die Mutter ein weißes Tischtuch auf den runden Tisch und sagte zu Margreth, die eben die Suppe hereintrug: „möchtest auch da drinnen essen? das Bäsi Mejeli kann draußen beim Hausvolke drauf schauen, so gehts dort in Ordnung ohne dich." — „Das Bäsi könnt's aber ungern haben, weil es fremd ist, wenn's draußen mit dem Volk essen muß", sagte der gutmüthige Rößliwirth. „Ei was ungern! das ist ein zu gutes Schaf." — Und nun setzten sich die vier zu Tische. Margreth zerschnitt zierlich das saftige Rindfleisch und den goldgelben Eiertatsch, ein Meisterstück ihrer Kochkunst, und stellte beides neben die herrlichen Zwetschgen, die sie dem Gaste zu Ehren mit Zucker bestreut hatte. Der Rößliwirth hatte seine besten Flaschen nicht geschont, noch die Mutter ihre schweren Silberlöffel und blanken Zinnplatten und den glänzend gescheuerten Kerzenstock mit der hellbrennenden Kerze. Draußen aber in der Wirthsstube hörte man die blechernen Löffel in der irdenen Schüssel klappern, dazu der Kinder fröhliches Lachen, das Geplauder der Dienstleute, und Mejelis liebliche Stimme, die zwar nicht lachte, aber ein klares entschiedenes Gemüth aussprach. Die drinnen in der schönen Stube aber saßen noch lange beim Mahle. Allen ging das Herz auf, Johannes sprach gern, und die Anderen hörten gern, und Margreths Augen blickten inniger als sonst.

Johannes erzählte von seiner Mutter, von ihrem treuen Fleiße, und wie sie vor allem andern ihre Freude am Spinnen gehabt, und es sie gedauert daß die letzten feinen Garnstrangen

die sie gesponnen, in ihrer Krankheit von der Wäscherin verdorben worden; „hier hab ich einen", fuhr er fort, „liebe Margreth, thu mir doch den Gefallen und winde ihn." Rößliwirth und Frau lachten vergnügt und meinten, jetzt sei's richtig mit der Hochzeit. Margreth aber erröthete tief, machte eine Miene wie eine tief gekränkte Stolze, spannte den Strangen schweigend auf die Garnwinde und zupfte ungeduldig am Verworrenen. Johannes machte ein bedenkliches Gesicht. Die Mutter glaubte, es sei, weil er fürchte sie verderbe ihm den Strangen und sagte tröstend: „Seid ohne Sorge, Johannes, die Margreth kann euch spinnen und weben und winden wie keine Zweite." Der Tochter aber wisperte sie ins Ohr: „sei doch nicht gleich wieder so ungeduldig und oben hinaus, es ist ihm am Strangen viel gelegen." — „Kurioses Thun das, mir Strangen zu winden geben so lang ich ihn nichts angehe", murmelte Margreth. Papa Rößliwirth fand das Winden langweilig, stopfte seine Pfeife und blies gewaltigen Rauch, in süßes Nichtsdenken versunken, aus dem er aber unsanft erweckt wurde, als Margreth zornig aufsprang, den Strangen vor Johannes auf den Tisch warf und in gereiztem Tone sagte: „ich glaube du willst mich zum Narren haben mit solchem verworrenen Strangen." Johannes schaute fast ebenso zornig drein als Margreth. Die ehrliche Rößliwirthin meinte wieder es gelte allein dem gemißhandelten Strangen und wollte gut machen. Mejeli, rief sie zur Thür hinaus, komm' doch herein! — Sie ist am Abwaschen, sagte Margreth finster, aber das will ich jetzt thun; warf Silberlöffel und Zinnplatten zusammen und verließ die Stube. Johannes trat in die Fensterecke, um die neue Winderin zu beobachten, der die

betrübte Rößliwirthin jetzt den Strangen übergab. Mejeli mit der schönen Stimme war ein schlichtes, blühendes Mädchen, dessen freundliche Kinder-Augen sich sogleich aufmerksam auf den Strangen hefteten. „Was der verworren ist!“ seufzte es beklommen. „Machs nur gut, Bäsi Mejeli, du kannsts“, mahnte die Wirthin. „Habt nicht Kummer, brings schon noch auseinander“, sagte die liebliche Stimme, die dem hinter den Fenster Umhängen versteckten Johannes wie ein Gruß von seiner Mutter klang. Und das Mädchen entwirrte und wand, still, geduldig und unermüdlich mit geübter, geschickter Hand, während der Rößliwirth vor langer Weile einschlief, und die Frau, die ihr von der schweigenden, geärgerten Margreth gebrachten Silberlöffel zählte, und in den eichenen Kasten verschloß. „So, jetzt wärs gewunden“, sagte endlich tiefaufathmend die silberne Stimme und reichte den fertigen Knäuel der Bäsi Rößliwirthin. „Kann ich noch was andres helfen?“ „'s gibt nichts mehr“! sagte Margreth kurz. Gut Nacht denn, Vetter und Bäsi und Margreth, sagte die liebliche Stimme, und Mejeli entfernte sich unbefangen, um, da es am Berge wohnte und zu spät war, bei einem nahen Verwandten zu übernachten. Im Wirthshause that es dies nie; da war's ihm zu lärmend. Den Johannes hinter den Fenstervorhängen hatte es nicht gesehen. Der trat nun wieder vor zum Elternpaar und der Tochter und sagte: „ich kam heute in der Absicht, Margreth zur Frau zu verlangen; da ich aber nun gesehen, wie leicht sie ungeduldig wird, stehe ich von ihr ab, und will euchs grad und offen sagen, damit ihr wißt was ich vorgehabt und warum ich jetzt gehe. Euch, Herr Wirth und Frau Wirthin, sag ich herzlichen Dank für eure

Gastfreundschaft, und kann ich euch die vergelten, so sagts, es wird mich sehr freuen." Er schwieg einen Augenblick und sah fragend die Beiden an. Der Wirth sagte, unwirscher als Johannes ihn je gehört: „ich weiß nicht ob ihr und mein Weibervolk heut Abend zu tief in den guten Rothen geschaut habet; machen nüchterne Leute so dumme Streiche? wegen einem Strangen eine Bekanntschaft zerreißen, die euch und uns Glück gebracht hätte? Nachwerfen thu ich euch übrigens die Margreth und das Rößliwirthshaus nicht." Die Wirthin wischte sich die Augen. „Wenn ihr wegen der Margreth gekommen seid, so geht nicht weg um solcher Kleinigkeit willen, ihr seid uns Allen lieb." Sie schwieg weinend. Johannes nahm bewegt einen goldenen Ring vom Finger und steckte ihn an die Hand der weinenden Frau. „Ich habe in euerm Hause viel Liebes und Gutes genossen, laßet drum diesen Ring in euerm Hause bleiben, ich habe ihn der Margreth geben wollen. Und ihr, Jungfer Margreth, lebt wohl, werdet sanfter, dann habt ihr alles, was an einer Frau gefällt. Lebt wohl." Er reichte ihr die Hand, Margreth reichte ihm die ihre und zog sie dann zurück, schweigend, bleich und stolz, ohne Zeichen von Liebe oder Zorn. Als aber Johannes fest, doch tiefbewegt geschieden war, da brach sie weinend zusammen; doch weder ihren Eltern noch sonst Jemanden sagte sie ferner von Johannes ein Wort.

IV.

Am frühen Morgen nach diesem Abende war Johannes schon hoch auf dem schmalen, steilen Gebirgswege. Im

Rößliwirthshause wollte er nicht bleiben und war drum die Nacht über hier heraufgegangen. Der Weg führte nicht in seine Heimat, aber in Mejelis Heimat; das hatte er im Wirthshause schlau erkundet, und nun saß er am schmalen Pfade, des Mädchens harrend, das hier herauf kommen mußte. Er hatte seine Strangen-Winderin gefunden, das war ihm klar; dieses gute, frische Gesicht war nicht schön, und ihre Kleidung so wie die bescheidene Stellung, die man sie im Rößliwirthshause einnehmen ließ, sagten ihm daß sie auch im Leben eine bescheidene Stellung einnehmen müsse; aber sie war die Frau mit geschickter Hand und geduldigem Herzen, von welcher die Mutter geredet.

Es war ein prächtiger Morgen und eine hehre, stille Alpen-Landschaft, die Johannes jetzt ausruhend bewunderte. Von oben herab tönten fröhliche Herdenglocken und der Vögel jubelndes Morgenlied. Dunkle Tannen rauschten über seinem Haupte, das helle Grün der Bergweiden glänzte im Thau und ein donnernder Waldstrom schäumte an ihm vorüber, in die dunkle gähnende Schlucht, die ihn begrub; über graue Felsenstücke webte sich weiches Moos und bot sich unsers Jünglings sinnendem Haupte zum Kissen. Keine Ungeduld, keine sehnsuchtsvolle Bangigkeit sprach aus seinem Blicke, nur verständiger Ernst, der mit sich selber klar geworden ist. Drunten aber, den schmalen Pfad empor, schritt die rüstige Mädchengestalt mit dem Bündel am Arme. Ein selbstgewobenes blaues Gewand, weiße Hemdärmel und üppige braune Haarflechten, unter dem Strohhute hervorwallend, waren eine passende Kleidung für das ländliche Kind mit den blühenden Wangen und den herzlich guten braunen

Augen. Es blieb überrascht stehen, als es Johannes erblickte, den es einmal flüchtig bei der Bäsi Margreth gesehen und für deren Verlobten hielt. Die gestrige Scheideszene beim Rößliwirthe war ihm verborgen geblieben. Guten Tag, sagte es mit seiner gewohnten Lieblichkeit und guten Tag erwiderte Johannes. Willst mir dein Bündelchen zu tragen geben? wir gehen den gleichen Weg. „Ei, mein Bündel das trag ich schon selber, das bin ich gewohnt, muß ja alles Mehl und Reis, und was wir sonst brauchen, vom Dorfe hinauf in unsern Berg tragen." — „Ihr seid ja nur zwei, du und die Nahna, da gibts wenig zu tragen." Ei der Nehni ist auch noch, und der Jakob, der Bruder, da gibts schon noch allerlei, wo vier Personen sind." — „Aber hilft dir denn dein Bruder Jakob nicht die Bündel tragen, kommt er nie herab ins Dorf?" — „Das kommt er schon, sagte Mejeli etwas befangen, aber er trägt nicht gern Körblein und Säcklein, er sagt, seine Kameraden würden ihn auslachen wenn er dies thäte, es sei nicht vornehm." — „Und da mußt denn du, armes Mädchen, alles den steilen Berg heraufschleppen, was auch der Jakob essen hilft, und wahrscheinlich nicht den kleinsten Theil davon." — „Ich thue es aber recht gern," sagte Mejeli freundlich; wenn ich dann und wann ins Dorf herab muß, kann ich ja gut etwas tragen wann ich wieder heimgehe, und mich lacht auch Niemand aus, ich habe keine vornehme Bekanntschaft!" — „Aber die Knaben vom Dorfe laden dich nicht zum Tanze, wenn du so mit dem Bündelein gehst wie eine arme Magd." — Mich zum Tanz einladen? sagte Mejeli verwundert, mich hat noch nie Jemand zum Tanz eingeladen, ich kann gar

nicht tanzen, das heißt so tanzen wie die Knaben und Jungfern drunten beim Vetter Rößliwirth tanzen, fuhr sie lächelnd fort, sonst tanze ich schon mit den Lämmlein und Ziegen um die Wette, wenn ich auf dem Berge hüte." — Aber wenn du nur mit den Lämmlein und Ziegen tanzest, sagte Johannes schalkhaft, so kommt kein Knabe zu dir zum Hengert, und du bekommst keinen Mann." — Mejeli wurde so roth wie die Morgenwolken und in sein liebliches Lächeln schien sich etwas Trauriges zu mischen. „Der Jakob sagt auch immer, zu mir käme Keiner, da ich so gar nicht vornehm aussehe und so dumm rede; ich kann nichts dafür, und wenn keiner kommt, so mache ich dem Nehni und der Nahna nicht den Verdruß, von ihnen wegzugehen; sie wären dann auch ganz allein auf dem Berge." — „Der Jakob ist ja auch bei ihnen. sagte Johannes." — Ja der sagt aber jeden Tag, er gehe, so bald er könne, entweder Schreiber oder Offizier zu werden; da oben bei den Füchsen und Hasen möge er nicht hausen. Da sehe ich denn wohl, wie der Nehni traurig wird, und die Nahna weint und sagt: wenn Gott sie nur bald sterben lasse, damit sie uns jungem Volke nicht im Wege sei; da bin ich denn recht froh, daß kein Knabe mich heimführen will, es würde ihnen wieder Verdruß machen." — Hättest du einen gern? frug Johannes, bereute aber sogleich sein unbescheidenes Fragen. Mejeli aber antwortete offen wie immer: „ich habe alle Leute gern, weil alle gut sind mit mir, Knaben aber kenne ich keine, gesehen hab ich sie wohl in der Kirche oder beim Mehl kaufen; aber da sprachen sie nie mit mir, und so ist's ja als ob ich sie gar nicht kennte." — „Mich kennst du aber jetzt." — Euch wohl, aber ihr seid

ja kein fremder Knabe, ihr seid der Bräutigam meiner Base Margreth.“ — „Wird dir denn die Zeit nicht lang da droben auf dem Berge, wenn Niemand zu dir heraufkommt?“ — „Mir die Zeit lang? lachte Mejeli mit seinem fröhlichen silbernen Lachen. Die wird mir alle Tage zu kurz, die fliegt! wenn ich z' Morgen gekocht, die Stube gewischt und die Kühe und Geißen gemolken habe, ist die Sonne schon auf, da hätt' ich schon lange vorher mähen gehen sollen, und wenn dann so eine Wiese gemäht und „getrischt“ ist, muß ich schon z' Mittag kochen und käsen, nachher das Heu rechen und habe mich zu tummeln, daß ich am Abend eine Weile das Vieh hüten kann.“— Und was thust du denn im Winter? frug Johannes. „Da muß ich spinnen und weben und nähen was der Nehni und die Nahna und ich brauchen. Dem Jakob nähe ich nicht, setzte sie erröthend hinzu, er sagt ich nähe nicht fein genug, ich hab es freilich nur von mir selber lernen können.“ — „Aber der Sonntag, der muß dir doch langweilig sein, was thust du denn da?“ — „So allerlei, sagte Mejeli mit still verklärtem Blicke. Wenn das Wetter gut ist, so geh ich mit dem Nehni und der Nahna zur Kirche, ich muß sie immer führen, weil der Weg so weit ist, und wenn sie dann ausruhen müssen beim Heimkommen, so reden wir miteinander von der Predigt. Der Nehni hört nicht gut, da muß ich ihm manches sagen was ihm entgangen ist, und dann kann ers so gut auslegen, und die Nahna weiß so viele Bibelsprüche, daß mir ein solcher Heimweg am Sonntag mit den beiden lieben Alten doch ein ganz andrer ist als allein mit meinem Bündelein.“ — „Und dann nach der Kirche, was thust du? frug Johannes weiter. — Dann schlafen der

Nehni und die Nahna eine Weile, ich aber gehe hinaus auf die Wiesen und schaue herum. Am Werktag hab ich nicht Zeit zum Herumschauen, drum glaub ich auch es kommt mir so schön vor am Sonntag; dabei hab ich so allerlei Gedanken.“ — Was für Gedanken? fragte Johannes lächelnd. Ich weiß selber nicht, sagte das zutrauliche Kind, ich sehe wie alles so schön ist, der Himmel und der Berg und das Land drunten, da kann ich nicht genug schauen, und freue mich daß ich einmal Zeit habe das alles so recht anzusehen. Dann setz' ich mich ins Gras und schaue die Blumen an, und darf sie nicht abbrechen, weil ich meine es thue ihnen weh; aber ich schaue sie so gern, und meine, sie werden immer schöner je länger ich sie ansehe. Dann springen wohl meine Schäflein um mich herum, und wenn ein Lamm schwächer ist als die anderen und zurückbleibt, so trag ichs seiner Mutter nach, das ist noch meine größte Freude.“ — „Und der Sonntag im Winter, wenn es keine Blumen gibt und keine Lämmer herum springen, dann muß es dir wohl grausam langweilig sein? fragte Johannes weiter. Gar nicht, sagte Mejeli eifrig, da können der Nehni und die Nahna nicht zur Kirche, dann muß ich ihnen vorlesen, aus der heiligen Schrift und anderen schönen Büchern; am liebsten singe ich dann noch die Lieder, die mich die Nahna gelehrt hat; es ist mir nichts über's Singen, fuhr sie in stiller Begeisternng fort; wir haben es so recht heimelig im warmen Stübchen, der Nehni sitzt auf dem Ofen und die Nahna auf der Ofenbank, ich stehe am liebsten am Fenster und schaue wie's draußen schneit, und wie die Flocken glänzen an den Tannen, als ob lauter Sternlein vom Himmel gefallen

wären. Abends muß ich dann die Kühe füttern, und das ist mir eine Kurzweil am Sonntag und am Werktag. Ihr glaubt nicht wie gern einen die Kühe haben, wenn man ihnen häufig was thut." — Unter solchem Gespräche waren die Beiden zu der tannenumkränzten, grünen Bergwiese gekommen, wo Mejeli wohnte. Da lag das braune hölzerne Haus mit seinen runden Fensterscheiben, die so klar waren wie das frische Wasser, das aus einer einzigen großen Röhre in den breiten, hölzernen Trog plätscherte, aus welchem eben zwei glatte, braune Kühe ihren Durst löschten. Aus dem Stalle hinter dem Hause sprang ein muntres, täppisches Kalb den Kühen nach, und der freundliche alte Nehni hatte seine Freude an den Sprüngen des Thieres, während er die Kühe sorglich in den Stall zurückleitete. Die Nahna aber saß auf der hölzernen Bank vor der Hausthüre und rief: Bibeli! Bibeli! auf welchen Ruf sich eine Schaar Hühner um sie sammelte, so zahm daß einige ihr auf den Schooß flogen; sie fütterte alle mit goldenem Korn und sah vergnüglich dem muntern Picken zu. Aber noch weit vergnüglicher wurde ihr ehrwürdiges Gesicht als sie Mejeli erblickte; auch der Nehni lächelte freudig der aufgehenden Sonne zu, die sein liebes, eben ankommendes Enkelkind bestrahlte. Johannes freute sich des lieblichen Bildes, er wäre gern mit Mejeli zu den Großeltern gegangen; aber er hielt es diesmal für unbescheiden und dachte: gut begonnene Bekanntschaft spinnt sich ein anders Mal schon noch weiter. B' hüt di Gott, Mejeli, sagte er; und b'hüt di Gott, erwiderte es so innig daß es ihm im Herzen wohl that. Nur zögernd schritt er vorwärts. Nach einer Weile tönte keuchendes,

vom Husten unterbrochenes Rufen hinter ihm, und wie er rückwärts schaute, sah er den guten alten Nehni, mühsam am Stabe, aber so schnell er konnte, ihm nacheilend. Und hintendrein kam die Nahna, noch mühsamer, nicht einmal rufen konnte sie, aber sie winkte ihm mit den Händen und mit dem blauen Fazelet; in ihren Geberden lag eine dringliche Bitte, daß er umkehren möge. Das that er denn auch lieber als gern und erreichte bald die beiden seinetwegen außer Athem gekommenen Greise, hinter denen Mejeli sich halb versteckte. Das Mädchen glühte wie eine Alpenrose, schien beschämt und halb weinend. Als der Nehni endlich wieder sprechen konnte, sagte er: mit Verlaub, ihr seid der Tochter-Mann vom Nepoten Rößliwirth? — So weit ists noch nicht, sagte Johannes. — Aber ihr werdets doch einmal, und das Mejeli durfte euch nicht einladen zum z' Morgenessen bei uns, es ist gar ein einfältig Kind, nehmts nicht für ungut. — Verstand kommt mit den Jahren, begütigte die Nahna, jung Volk ist schenirt; es kocht uns jetzt einen guten „Ziegerbrät", oder habt ihr lieber Tatsch *)? Johannes entschied für den Ziegerbrät und Mejeli flog ins Haus, wieder ganz zutraulich. Während drinnen in der Küche das Feuer prasselte und der Rauch zu den Tannen hinan wirbelte, unterhielt sich Johannes auf der Bank vor dem Hause mit den alten Leuten, die beide so fromm, einfach und treuherzig waren, wie man es wird, wenn siebenzig Jahre in Gottvertrauen, Arbeitsamkeit und ländlicher Stille verflossen sind. Auch ihr Aeußeres

---

*) Eierkuchen in kleinen Stücken („Kratzete, Kohlermuß"), eine Lieblingsspeise im Rhätischen, wie in den Bergen Ziegerbrät.

sah freundlich aus, ehrwürdig war ihr Gesicht, von dünnem Silberhaar umzittert, das beim Nehni ein Zipfelkäppchen, und bei der Nahna eine Haube, schwarzer Farbe, umhüllte. Dunkel und rein war ihre Kleidung aus selbstgesponnenem Wollenzeuge. Die Enkelin war Beider Herzblatt, weniger der Enkel, der so eben den Bergpfad herauf kam und zu ihnen trat, den Großeltern kaum flüchtigen Gruß bot und Johannes verwundert anschaute. Jakob war ein sehr hübscher Jüngling, gekleidet wie ein Stadtherr und wollte sich auch als solcher benehmen. Er redete Johannes mit Sie an und bekomplementirte ihn als baldigen Vetter. Dem Ziegenbrät seiner Schwester zollte er wenig Anerkennung; Johannes aber ließ sichs schmecken, machte die freundlichste Miene auf die bescheidene Köchin, und stellte die Nahna, die unaufhörlich jammerte, er esse auch gar nichts, endlich glänzend zufrieden.

Bei Tische führte Jakob das große Wort, und verdrängte des Nehnis und der Nahna bescheidene Fragen, was ihm Johannes ernst verwies, als die beiden jungen Leute eine Weile mit einander allein waren. Ich mein' es nicht bös, sagte Jakob, und daß ichs nicht bös meine, wissen Sie; reden kann man mit alten Leuten natürlich nichts Rechtes und mit der Schwester fast noch weniger; die ist da oben einfältig aufgewachsen und nie unter Leute gekommen. — Aber ein liebes gutes Mädchen, sagte Johannes. „Ja gut ist sie genug, viel zu gut mit mir, aber zuweilen kaufe ich ihr auch ein hübsches Halstuch, wenn ich vom Markte komme; dann kann ich schon dazwischen etwas brummig sein, und wer sollte nicht brummig werden, wenn er so das ganze Jahr auf einem Berge hausen muß, wo es zum Davon-

laufen langweilig ist? Hätt' ichs wie Sie, Herr Vetter, könnt' ich einmal Rößliwirth werden und die Jungfer Margreth heiraten, dann wärs ein Leichtes immer gute Laune zu haben. — Haltet ihrs denn für ein so großes Glück, Rößliwirth zu sein? fragte Johannes. — Ei das meine ich, erwiederte Jakob lebhaft, ich weiß mir nichts Schöneres, als so ein lustiges Leben Sonntags und Werktags. Da kann einer Geld verdienen mit Kurzweil haben, und dann die gescheite Frau, die die Margreth abgeben wird, mit der kann man reden, potz Wetter noch einmal! vom Allerhöchsten, sie ist wie Eine aus der Stadt." Und drum, sagte Johannes, weil ihr gern Rößliwirth wäret, und es nicht sein könnt plagt ihr eure alten Großeltern und die gute Schwester? — Ich mein es nicht bös, erwiderte Jakob nachdenkender als sonst, wills schon noch besser machen, jetzt rumort mir so allerlei Verdruß im Kopfe — Endlich rückte er näher heraus und äußerte, wenn man z. B. ein Mädchen gern habe, und ein Andrer komme und fische es einem weg, ob man da nicht bös drein schauen müsse, man möge wollen oder nicht? Er warf einen halb zornigen halb traurigen Blick auf Johannes; der aber erwiederte lächelnd: Seid gut mit euern Leuten, so kanns auch noch mit euerm Verdrusse gut werden; aber glaubt mir, euer Mädchen kann heißen wie sie will, ihr werdet als deren Mann noch manchmal an eure herzlichgute Schwester zurückdenken, die ihr jetzt so gering achtet.

Wenige Wochen darauf war das Mädchen vom Berge des braven Johannes Frau.

V.

Johannes hatte als Prophet gesprochen; denn nach Jahren,

als Mejeli ihn längst mit gesunden Kindern beglückt und er den Strangen der Mutter gesegnet, der ihn zu dieser köstlichen verborgenen Blume geführt, kam er einmal ins Rößliwirths-Haus, wo der hübsche Jakob von ehemals nun ein hübscher, breiter Rößliwirth war, nachdem sein Schwiegervater gestorben. Alles im Hause war blank wie ehedem und Frau Margreth waltete geschäftig in Küche und Keller. Aber die Gemüthlichkeit des vorigen Rößliwirths und seiner Frau fehlten jetzt dem Hause, und in Jakobs zeitweise etwas trüben Augen konnte man lesen, daß er so etwas vermisse. Er schüttelte dem Schwager Johannes herzlich die Hand: „Wie gehts? sind die Schwester und die Großeltern und die Kleinen gesund?" Alles gesund, sagte Johannes fröhlich, die Großeltern werden mit jedem Jahre jünger. — Das ist kein Wunder, sagte Jakob, bei Leuten wie du und Mejeli müßte der Tod selber jung werden; bei mir — er seufzte. — Johannes drückte ihm die Hand: nimms nicht so schwer, sie ist ja sonst eine so brave, fleißige Frau; und vielleicht bist du auch selbst Schuld, daß ihr nicht immer friedlich mit einander lebt. „Ich, sagte Jakob, bin oft ein unverständiger Mensch, das hat meine gute Schwester vor Zeiten erfahren; aber wer den Verstand hat, sollte den Unverständigen nicht noch unverständiger machen, ich kann ihr nichts zu Danke thun." Diese und ähnliche Reden machten es Johannes drückend in dem sonst so behaglichen Hause; aber noch drückender wurde es ihm zu Muthe, als er an seines Freundes Peter Hause vorbeiging. Der arme Peter, dachte er, ist weit schlimmer dran als Jakob; das Kochen und Lismen ist nun an ihn gekommen. Wer kennt noch das schöne Röseli?

Wie froh wurde er, als er wieder heimkam, sein Mejeli ihn hold und freundlich wie immer begrüßte, die gesunden Kinder im blanken Stübchen die Aermchen nach ihm strecken, und der Nehni und die Nahna ihm vergnügt mit einem herzlich frommen Worte die Hand boten. Da sagte er inniger als je: o meine Mutter, wie viel Glück hat mir dein Strangen gebracht!

Nina Camenisch.

An meine Emma,

am 5. Oktober 1856, bei ihrer Abreise nach Messina.

Bald nimmt dich auf der dampfbeschwingte Wagen,
Um dich aus unsern Augen weit,
Vielleicht für lange lange Zeit
Aus deinem Vaterland zu tragen.
Doch wie sein westliches Thor sich schließt,
Umhauchen dich, dem Wandervogel gleich,
Des Südens mildere Lüfte,
Eine Welt von Pflanzen warm und reich,
Und wie zum Gruße ergießt
Die Provence ihre süßen Düfte,
Wo die Mauren Hannibals ihre Bogen spannten
Und zu dem Alpgebirg empor
Mit Staunen schauten die Elefanten,
Als hin sie schritten ernst und schwer.
Es braust der Rodan neben dir her
Der Heimath letztes Grüßen in dein Ohr,
Bis er sich versenkt in dem Meer dem lauten,
Wo einst Hellenen Massilia bauten.
Dort nimmt dich auf Posidons Flur,
Wo in der Sagenzeit die Argo fuhr,
Und wo du links Hesperiens Auen,
Elysiums Gefild wirst schauen,
Und die Felsen, wo der Sirenen Sang
Mit Macht in Odysseus Ohren drang.

Vielleicht wirft Nachts die rothen Gluten
Der Stromboli auf die dunklen Fluten,
Der rechts wie ein Leuchtthurm weithin schaut,
Wo einst die Winde tosten laut,
Gebändigt murrend in der tiefen Grotte
Von Aeolos, dem alten Gotte.
Doch sieh, des Helios Eiland naht,
Wo des Dulders Genossen thöricht schmausten,
Wo im Geklüft die Cyklopen hausten
Und wo zum Unheil er den Strand betrat.
Du siehst die Skylla, die Charybde schäumen,
Wo sich der berühmte Weg verengt,
Bis dich mit seinen trauten Räumen
Der Hafen Zankles mit Gruß empfängt,
Wo edle Messener in alten Tagen
Bekümmerten Herzens vor Anker lagen,
Als sie ihr Schiff aus der Heimath trug,
Die Spartas Hochmuth in Ketten schlug;
Wo das Gestade viele Jahre nah
Der Römer und Karthager Flotten sah,
Und Tausende das Schwert, das Meer verschlungen,
Eh Rom den muth'gen Feind bezwungen. —
Nacht ist's, ich wache noch allein,
Und draußen n it mir im Baum der Wind;
Im Süden winkt eines Sternes Schein,
Dort athmet im Schlaf mein Kind.
Es lächelt, es ist daheim im Traum,
Und erwacht und traut dem Auge kaum,
Und trauert daß die Bilder schwanden
Und die Wellen an fremdem Ufer branden. —

So möget ihr einst in der Nacht,
Wenn ihr beisammen wacht,
Nach den leuchtenden Sternen oben schauen:
„Sind Vater und Mutter in jenen Auen?
Ob jetzt sie die Blicke herunter senken
Und ihrer Kinder hie unten denken?"
Und wir die wir vorangegangen,
Wir werden nach der Erde spähn,
Bis wir sie in der Ferne sehn
Und sehnend nach euch verlangen.
So zieht die Liebe den Draht von Eisen
Von Stern zu Sterne weit,
Und bindet Welt an Welt in Kreisen
Und an die Zeit die Ewigkeit.

Dr. Henne.

Bild

am 28. April 1858 im Gubel bei Rapperswil.

In's heimelige Zimmer
Der Morgen sich lauschend stiehlt,
Wo Rosa die Pendule
Von Fumagalli spielt.
Und draußen des Gärtchens Tulpen
Und das Wiesengrün über'm Zaun,
Wo aus dem schwellenden Rasen
Die Blumen goldgelb schaun,
Und wo die gackernden Hühner,
Die im Grüne rennen und ruhn,
Mit der Weltgeschichte des Stalles
Wer weiß wie geschwätzig thun.
Und drüben winken die Bäume
In Laub und Blüthen daher,
Noch höher die drei Pappeln,
Gar vornehm und gar leer.
Und durch die nickenden Blätter,
Durch Grün und Blüthenschnee,
Gekräuselt von leichten Wellen,
Mattsilbern und hell der See!
Und ob sie so leicht sich kräuseln
Und er sinnt so unbewegt,
Wer weiß was für Weltgedanken
Er unten im Herzen trägt!
Und über der silbernen Fläche
Schwebt ruhig ein Kahn dahin,

Und die Ruderer leuchtende Kreise
In die schweigende Fläche ziehn.
Und ob dem Kahn wie zeichnet
Die Stadt ihr dunkles Bild
Auf dem langgedehnten Hügel
In des Sees Silberschild!
Und am Ende im duft'gen Schleier,
Durchrieselt vom Morgenschein,
Wie lieblich rahmen die Berge
Das Zaubergemälde ein!
Und hoch ob all den Bildern
Der Himmel so warm, so weit,
Deckt wieder mit duft'gem Schleier
Vor uns die Unendlichkeit!
Der Mantel des Ew'gen, Ernsten,
Der Sonnegedanken denkt!
Der Pinsel entfällt der Hand mir,
Und das Auge naß sich senkt.

Von Demselben.

Drei Lieder aus dem Gedichte „Sigfrids Tod"*)

1.

Brunhilds und Grimhilds Zank in Worms.

Doch was gesponnen die Nornen, was lag in der
Zukunft Schoos,
Das bricht zu Gram und Thränen in unserm Lied jetzt los. —

Am Rhein herauf da zogen viel Schaaren frech und kühn,
Da hörte man Pferde wiehern, da sah man Helme glühn;
Das waren die Burgunden mit ihrer Fahnen Wehn,
Sie kamen, dem Drachentödter entgegen da zu gehn.

Am Rhein herab da zogen die Niflungen ernst und wild,
In ihrem goldenen Banner erschien das Drachenbild.
Vor ihnen ritt ihr König und ihre Königin
Wie Sonne und Mond am Himmel vor ihren Sternen ziehn.

Und wie man sie gewahrte, laut rief da Gunthers Horn,
Und alle erschollen und jetzo traf jedes Roß der Sporn.
Schnell ritten die Burgunden und aus der Niflungenschaar

---

*) Der Verfasser hat einen Cyclus von Asen-, Wolsungen-, Amalungen- und Niflungenliedern bearbeitet, aber nicht in Simroks des jetzigen Nibelungenliedes und des Heldenbuches christianisirter Manier, sondern in der altheidnischen Gestalt der Edda und der Volkssage, worin der Drachentödter unstreitig der Sonnengott, der nordische Herkules und Brunhild oder Farahild (die Milchstraße „Broneldenstraße") und in andrer Bedeutung Grimhild die Mondgöttin ist.

Antwortete Graun erregend ihr Urhorn wunderbar.
Und aus der Burg des Königs der Zug der Frauen kam,
Voll Pracht und leuchtender Augen und kaum ein Ende nahm.
Da ward vom Sattel gehoben manch schlanker Frauenleib,
Da trat zu Grimhild lächelnd des Königes Gunther Weib;
Da ward ein lieblich Grüßen vor allem Volk gethan,
Es schauten einander strahlend viel hundert Augen an.
Geschah manch höflich Neigen und wurde viel gegrüßt,
Manch braune Hand geschüttelt, manch rother Mund geküßt.
Und weiter ritt man festlich und bis zum Königssaal,
Der leuchtete bald von Federn und Gold und hellem Stahl.
Da fülleten sich die Tische, da saßen die Helden weit,
Und durch die hohe Halle scholl Scherz und Fröhlichkeit.
Die Brunhild ward nicht müde Grimhilden anzuschaun,
Die glänzte in Lieb' und Zauber, die Krone aller Fraun,
Und als der Abend nahte, erst da im Fackelschein
Erstralten schöne Augen und schien das Edelgestein.
Noch schied man ohne Grollen, es sank herab die Nacht,
Und jeder Wegemüde zum Lager ward gebracht.

Am Morgen riefen die Hörner, daß all die Stadt erscholl,
Bald waren alle Straßen von Waffen und Rossen voll,
Und all die glänzenden Wogen die drängten sich im Nu
Voll Federn auf den Helmen dem Königshofe zu.
Da schaarten sich die Helden und Spiele begannen da,
Von Niflungen und Burgunden, wie sie kein Hof noch sah.

Hoch in des Schlosses Fenstern da saßen die zwo Fraun,
Dem Waffenspiel der Mannen im Hofe zuzuschaun.
Und Brunehild gewahrte wie ihre Schwägerin da

Mit stolzer Freud im Auge auf ihren Sigfrid sah *).
Da sprach sie: „Schöne Schwester, man sieht sogar beim Spiel,
Und nicht zum erstenmale, du dünkst dir allzuviel.“ —
Erschrack die hohe Grimhild und schaut ihr in's Gesicht:
„Ich freu mich meines Mannes, und warum sollt ichs nicht!“—
Doch höhnisch lächelte Brunhild: „der meinige, sag ich dir,
Ist wahrlich nicht der mindre und er ist König hier;
Und nicht will ich dir weichen in deinem stolzen Sinn,
Dies Land ist nicht mehr deines, ich bin hier Königin.“ —
Und aber sagte Grimhild: „Siehst du ihn dorten stehn
Und wie der Asen erster ihn vor den Recken gehn?
Nicht braucht er seine Krone, und jeder gesteht es laut,
Beim ersten Blick der König aus seinen Augen schaut.“ —
Da sprach die stolze Brunhild: „Ich denke noch wohl daran,
Wie wir zum erstenmale die beiden Helden sahn.
Ich hört' es aus ihrem Munde, es hörtens die Meinen all,
Mein Gunther sei der König und Sigfrid sein Vasall.“ —
Da lachete laut die Grimhild: „Ich seh', trotz deiner List
Du Königin des Landes, wie du leichtgläubig bist.
Denkst du so haben geworben die edeln Brüder mein,
Daß ich mit einem Eignen vermählet sollte sein?“ —
Nun zürnte die stolze Brunhild: „Ich habe ihn selbst gesehn

---

*) Daß der Sonnegott untergeht während die Gattin am Himmel aufsteigt, ihre Bahn zu wandeln, gilt mythisch als sein Aufenthalt bei einer Andern, als Untreue (wie Zeus bei Joosiris bei Neith, Herkules bei Jole, Theseus bei Fädra, Odysseus bei Kirke). Sigfrid, was das moderne Nibelungenlied nicht mehr weiß, hat erst Brunhild in ihrer Flammenburg geliebt, dann Grimhilden am Drachensteine gerettet und durch ihrer Mutter Zaubertrunk bethört, geehelicht, ja in der Nebelkappe Gunthern zu Besiegung Brunhilds im Wettspiele geholfen und diese in der Brautnacht für ihn bezwungen.

Des Königes Bügel halten und ihm am Rosse stehn.
Ist Gunther zu schwach und milde, so will ichs erleben nun,
Daß ihr uns huldigen sollet und er uns Dienste thun." —
Jetzt wurde auch Grimhild zornig und also sie begann:
„Und wegen jenes Scherzes wähnst du ihn euern Mann?
Er wird euch wenig dienen, das, Königin, glaube mir,
Denn er ist selbst ein König und edeler viel denn ihr.
Fürwahr, du stolze Herrin, fürwahr mich wundert das,
Daß euch mein Mann so lange bisher den Zins versaß." —
Da spottete Brunhild aber: „Es scheint du weißt nicht recht,
Daß Sigfrid in den Wäldern geboren ward als Knecht,
Daß ohne Vater und Mutter und ohne Namen lang
Er bei dem Zwerge Mimo, dem Schmiede, den Hammer schwang."
Da sprach die Tochter Gibichs: „Wohlan heut soll man sehn,
Ob ich nicht vor der Herrin zur Tafel werde gehn;
Und heut sollt du erfahren, ob ich nicht edelfrei
Und ob mein Mann nicht edel und mehr denn deiner sei.
Nun nimm dich recht zusammen und vor den Helden schau,
Ob dir den Vortritt lasse die arme eigne Frau." —
Da sprach die Königin grimmig: „Das soll die Wette sein,
Doch mußt du gesondert stehen wohl mit den Frauen dein,
Sowie ich mit den meinen und alle sollen sehn,
Wer heute vor der andern wird zu der Tafel gehn." —
Mit Staunen sahen die Gäste die Frauen gesondert stehn,
Die seither an dem Feste man stets vereint gesehn.
Und Brunehild kam gegangen, ihr Antlitz zornesroth,

Von diesem Zorne leider erhob sich Harm und Noth.
Sie hieß vor all den Rittern die Grimhild stille stehn:
„Es soll vor des Königes Weibe die Eigene hier nicht gehn.“ —
Da sprach der Ute Tochter und zornig war ihr Muth:
„Du hast ein Spiel begonnen, das endet dir nicht gut.
Wohl darf ich weiter gehen, ich bin ein züchtig Weib,
Das nicht wie du geschändet mit Buhlschaft seinen Leib.“ —
„Wer spricht von mir von Schänden?“ sprach jetzo Brunehild
Und stuhnd da vor den Mannen ein zürnend Asenbild.
Die Grimhild rief: „ich selber! weißt du denn nicht ein mal
Wer durch die Flammen geritten um deinen Walkürensaal?
Wer hat den Ger geworfen, daß du da sankst ins Knie?
War das dein Mann? und ahntest den wahren Sieger nie?
Auf aller Welt nur Einer hat diese Asenkraft,
Der die Walküre bezwungen trotz ihrer Meisterschaft.“ —
Nun funkelten Brunhilds Augen, sie trat auf sie hinzu:
„Das lügst du vor dem Volke. Wer hat nun Schand als du?“
Jetzt wurde roth die Grimhild, jetzt hob sich ihre Brust:
„Ich bin gezwungen zu machen, daß du gestehen mußt.
Wem gabst du die erste Liebe? das war eine schnöde List,
Daß du ihn zuerst geküsset, wenn er ein Eigner ist.
Wer nahm dir deinen Magdring? Da ist er, Fraue klar,
Und blieb dir bis jetzt verborgen, daß es mein Sigfrid war?„

Wie sie den Ring erblickte, da wurde sie bleich wie Schnee,
Und durch das Herz ihr zuckte ein ahnungsvolles Weh.
Sie sah nicht wie die Grimhild trat in den Saal hinein,
Da stund sie starr und schweigend, ein Bild von Marmorstein.

2.

Der Brunhild und Grimhild zweites Gespräch.

Als Brunhild vom Versteinen nun wieder zu sich kam,
Der König Gunther die Nachricht aus ihrem Mund vernahm:
„Nimmst du die Schmach nicht von mir, so sei dir hier erklärt,
Daß Brunhild deine Minne nun nimmermehr begehrt.“ —
Erschrack der König Gunther und ging zu Sigfrid gleich;
Wie der die Kunde hörte, da ward er roth und bleich.
„Der Weiber Zungen sind schärfer als Eisen sicherlich.
Ich will auf Hilfe sinnen. Mein Bruder, bau auf mich.“ —
Zu Hause seine Grimhild ihm still entgegen kam
Und ihn mit fragenden Augen bei seinen Händen nahm.
„Was mag die Brunhild haben? Geheimes kocht in ihr.
Mir schwant von dieser Hochzeit viel Unheil dir und mir.“ —
„Nicht weiß ichs, meine Grimhild, doch ahn' ich wir hörer's bald.
Such morgen sie zu versöhnen, derweil ich bin im Wald.
Nicht ist wie du sie offen, dem Gletscher traue nicht,
Der wenn du arglos wanderst, dir unterm Fuße bricht.“ —

Am Morgen ging die Grimhild, besorgt in ihrem Sinn
Hinüber zu dem Saale der schweigenden Königin.
Doch was sie auch zu ihr sagte und wie sie ihr Sühne bot,
Blieb unbewegt sie sitzen und sagte, die Augen roth:

„Spar deine falschen Worte! Wozu kömmst du heran,
Als dich an dem zu weiden was du mir angethan?" —
„Was sagst du da, o Brunhild? die Götter wissen das,
Wie leid mir war, daß dorten im Zorn ich mich vergaß.
Doch laß uns lieber schweigen, das wird viel besser sein.
Am leichtsten trägt ein Jedes sein eigenes Leid allein." —
„Gut magst du von Schweigen reden," sprach aber die Brunhild jetzt,
Da alles dir gelungen was du dir vorgesetzt." —
„Nicht will ich des Glücks mich rühmen," so sprach die Grimhild da,
„Denn wer das thut, so heißt es, dem ist ein Unglück nah.
Doch sage mir, meine Schwester, was blickst du so grimm mich an?
Und habe, so lang ich lebe, dir nie ein Leid gethan." —
Doch jetzo aus Brunhilds Herzen die Flamme des Zornes schlug:
„Wohl thatest du mir, du Falsche, des Leides und übergenug,
Daß Sigfrid ist der deine. Jetzt ist's heraus das Wort,
Nicht gönn' ich dir ihn zu haben und nicht des Drachen Hort,"
Antwortete Grimhild ruhig: „Nie wußte ich dannzumal,
Daß ihr je wart vermählet in deinem Flammensaal." —
Erwiderte stolz die Brunhild: „Nichts Heimliches fiel da vor.
Ihr aber hattet Kunde, daß er mir Eide schwor.
Und rächen will ichs, rächen!"— „Was sagst du von Rache da?
Ein Königreich ist Burgunden wie keines fern und nah.
Viel besser als dir gebührte, bist du allhier vermählt;
Doch hast du ein Spiel begonnen. Sieh zu ob dir's nicht fehlt!

Du hast viel edle Wagen und einen Mann dabei,
Nicht weiß ich ob auf Erden ein größrer König sei." —
Da rief die Brunhild zornig: „Fürwahr du spottest mein.
Der Sigfrid ist alleine der Sieger vom Drachenstein,
Und dieses acht' ich höher denn Gunthers ganzes Reich;
So lange Lieder tönen ist keiner dem Sigfrid gleich.
Dein Bruder ist nicht geritten durch's Feuer um meinen Saal,
Dein Bruder hat nicht gesieget im Wettkampf dazumal." —
Erwiderte aber Grimhild: „Sein Roß war Schuld daran;
Er spornte es wohl, es wagte den Flammen nicht zu nahn,
Er kann wohl kämpfen und reiten, und keiner hat noch erzählt
Daß dem Burgunderkönig je habe der Muth gefehlt." —
Nicht horchte aber Brunhild und sprach von Grimme krank:
„Ich dank es deiner Mutter und ihrem Zaubertrank;
Sie machte daß der Treue des Eides dort vergaß,
Und möge mir Schande werden, wenn ich vergesse das." —
„Verleumde sie nicht, sprach Grimhild, die Königin rein und klar,
Die dir so lange sie lebte, wie eine Mutter war." —
Und noch mehr zürnte Brunhild, zerrissen von ihrem Harm,
Und stuhnd von ihrem Sitze und hob mit Drohn den Arm:
„Genieße deines Sigfrid wie ich es wünsche dir,
Und möge es euch ergehen wie ihr gethan an mir." —
Erschrack die schöne Grimhild: „Nicht wirds nach Wunsch dir gehn,
Und wer mir ins Herz gegriffen, hat selten mich gut gesehn." —
„Was drohst du?" sprach die Brunhild, mit Schelten wird nichts geschafft,

In diesem gesteh ich gerne dir zu die Meisterschaft." —
Die Grimhild sprach entgegen: „Wer fing das Schelten an?
Du hast zuerst vor Allen mir Schimpfes angethan." —
Die Königin verhehlte in tiefer Brust den Groll
Und sprach zu Gibichs Tochter verstellt und listenvoll:
„Zu übereilt wohl sprach ich, und lassen wirs jetzo sein.
Ich liebe nun deinen Bruder vor aller Welt allein." —

3.

Sigfrids Gespräch mit Brunhild.

Die Königin nahm von da an nicht Speise mehr noch Trank,
Und sprach mit keinem Menschen und legte zu Bett sich krank.
Besorgt trat Gunther zu ihr: „Mein Traut, was fehlet dir?„
Sie lag wie eine Todte, er brachte kein Wort aus ihr.
Doch als er dringender wurde, sprach sie dem Traume gleich:
„Weißt noch wie ihr gekommen zu uns ins Hunenreich?
Ihr drohtet mit Krieg dem Vater, mein Bruder war fern vom Land,
Falls er dem König Gunther nicht gebe der Tochter Hand.
Da setzt' er mir zu mit Bitten, da gab ich endlich nach,
Du weißt auf welche Proben ich meine Hand versprach.
Nicht warst du dessen fähig, denn du bist worden bleich,
Du bist in nichts ein Kämpe, in nichts dem Sigfrid gleich.
Dein Eid war ihm geschworen, ihn hab ich geliebt allein;
Den Eid hab ich gebrochen, daß ich geworden dein.
Dazu bin ich verhöhnet, da alles Volk vernahm,
Wer mich in der Nacht bezwungen und meinen Ring bekam.
Das danke ich deiner Mutter und deiner falschen List.
Es finde ihr Geist nicht Ruhe bis alles vergangen ist." —
Erwiderte König Gunther: „Dein Reden ist eitel Gift,

Du hast ein Weib verleumdet das weit dich übertrifft,
Die warm die Ihren liebte und tadellos gelebt,
An deren Hand das Blut nicht erschlagener Männer klebt."*)
Da richtete auf sich Brunhild: „Nichts habe ich zu bereu'n,
Und nichts was ich verübte, hat je den Tag zu scheu'n;
Doch ihr habt mich vernichtet, du hast mich durch Betrug,
Erst jetzt seh' ich das alles und jetzo ist's genug!" —
Und hiemit stürzt sie auf ihn und hätt' ihn erwürgt sofort,
Wär' Hagen nicht hergesprungen, vernehmend ihr letztes Wort.
Er zwang sie auf ihr Lager und legte ihr Fesseln an,
Und also ward der Stolzen das Schimpflichste angethan.
Nicht wollte das König Gunther und machte sie wieder frei.
Da brach sie aus in Thränen und lautes Wuthgeschrei.
Sie riß ihr schönes Gewebe in Stücke zornesvoll
Und öffnete ihre Thüren, daß weit ihr Klagen scholl.
Dann sank sie in Fieberschlummer wohl sieben Tage fort,
Und Gunther, so oft er fragte, gewann von ihr kein Wort.
Der Siegfried von dem Jagen nach sieben Tagen kam
Und fand die treue Grimhild in Reue und in Gram.
„Was will der Frauen Klagen? Was fehlt der Königin?
Und was hast du begonnen, zu mildern ihren Sinn?" —
Da weinte laut die Grimhild: „Mir ist zum Sterben bang,
Es kann sie niemand wecken schon sieben Tage lang.
Hätt' ich ihr nichts erwidert, als sie mit Hohn begann.
Die Hochzeit endet übel. Ich ahnte das wohl, mein Mann."—

*) Nach der nordischen Quelle war Brunhild ledig eine der in den Kampf ziehenden Walküren, Amazonen.

Antwortete ihr der Sigfrid: „Nicht schläft sie, glaube mir;
Sie sinnt in arger Seele, und das gilt mir und dir.“ —
Da sprach in Thränen Grimhild: „geh hin und sühne sie.
Thu' was dein Herz gebietet, sonst kehrt der Friede nie.“ —

Der Sigfrid ging zum Saale und trat dem Bette nah:
„Wach auf, du Maid von Segard! wach auf, der Tag ist da!
Die Vögel singen im Garten, die Sonne ist mild und warm.
Steh' auf du Maid von Segard, und wirf von dir den Harm!“
Sie sprach: „was magst du kommen? was störst du meine Ruh?
An Allem was mir worden hat keiner die Schuld als du.“ —
Antwortete ernst der Sigfrid und sah sie traurig an:
„Hältst du mich dir für feindlich, so bist du in eitlem Wahn.
Warum sollt du dich grämen? Wohl hast du einen Mann,
Der weit und breit voll Ruhmes wie keinen ein Weib gewann.“ —
Da sprach sie leuchtenden Blickes: „Niemand den die Erde trägt,
Erfaßt und vermag zu ahnen was mir im Herzen schlägt.
Ich staunte als du durchs Feuer geritten in meinen Saal,
Und durch die Verwandlung sah ich der Sigfrids-Augen Stral.
Doch eine feindliche Norne verschwor sich wider die Maid,
Nun soll es aber enden mein unaussprechbar Leid.“ —
Erwiderte ernst der Sigfrid: „Nicht ward was wir gedacht,
Doch hab ich dich zur Fürstin vom Land Burgund gemacht.“—
Doch trübe sprach sie zu ihm: „Nie lachte mein Herz ihm zu,
Ich bin ihm gram, doch niemand erfuhr dies je als du:

Und daß du's weißt drum brüt ich, und endet nicht meine Noth,
Bis in des Sigfrid Blute ein Heldenschwert wird roth."—
Da sagte der Drachentödter: „Darüber sei nicht bang.
Bis dieses sich erfüllet, es dauert fürwahr nicht lang;
Doch wirst du wenig gewinnen, denn uns ist's vorbestimmt,
Daß jedes das erbleichet, das andere mit sich nimmt." —
Die Brunhild sagte ruhig: „Wähnst du das macht mir Schmerz?
Ich achte gering das Leben, seit du betrogst mein Herz." —
Der Sigfrid sprach in Trauer und faßte Brunhilds Hand:
„So liebe uns alle Beide, du Maid vom Hunenland!
Lebst du will gern ich opfern mein Gut und all mein Blut,
Und dulden daß ein andrer in deinen Armen ruht." —
Sie schaute ihn an und seufzte: „Ich sehe, du kennst mich nicht;
Und andres denkt dein Innres als was die Lippe spricht." —
„Das lügst du, sprach der Recke, ich liebe dich mehr denn mich;
Doch das ist nicht zu ändern, die Geister verschworen sich;
So oft ich mich noch freute trat vor mich hin dein Bild,
Und stach mir ins Herz der Treubruch an meiner Brunehild;
Doch hab' ich mich bezwungen, denn nicht wirds ungeschehn,
Und freute mich rein und innig von Weitem dich anzusehn."—
Da sprach zu ihm die Arme: „Nun schmerzt es mich noch so sehr,
Daß wir das Herz verrathen, und ist kein Heilen mehr."—
Entgegnete ihr der Sigfrid: „Mir war es ein lieblich Bild
Der Sigfrid und von den Frauen die schönste, Brunehild." —

Da sprach sie funkelnden Auges: „Nicht reden wir solcherlei.
Nicht rühmen sich meiner Liebe der Sterblichen irgend Zwei,
Viel eher wollt' ich erbleichen als täuschen den König mein.
Der Traum war süß, nun sterb ich, das soll geschworen
sein." —
Wie das der Sigfrid hörte, da that er einen Schrei,
Da sprangen die Panzerringe auf seiner Brust entzwei.
„Eh' du erbleichst," so rief er, „verlasse ich Weib und Kind,
Und fliehe mit dir von dannen wo Zwerge und Riesen sind." —
„Nicht will ich dich," schrie die Grimme, „und liebt' ich dich
noch so sehr,
Ich bleibe bei meinem Schwure, doch auch keinen Andern
mehr." —
Und also schieden die Beiden, und also mußt' es er-
gehn,
Und haben von dem Gespräche einander nicht mehr gesehn. —

Von Demselben.

An mein älteres Töchterlein.

Du bist mein liebes Kindlein
Und blickest mich an so hold
Mit Deinen Veilchenaugen
Und Deinen Locken wie Gold!

Du gleichst der entschlummerten Rose,
Die ewig mein Herz erfüllt;
Du hast der Mutter Lächeln,
Du bist ihr Engelbild!

Du streckst die kleinen Hände
Wie sie einst zu mir heran
Und willst in kindlicher Liebe
Den treuen Vater umfah'n!

Du hast ihre klaren Augen,
Die Wangen Zug um Zug,
Ihr Herz, das einst so innig
Und heilig für mich schlug!

Du hast ihre Rosenlippen,
Die Stimme, so hell und mild;
Ja, Du bist der seligen Gattin
Getreustes Ebenbild! —

Die Zeiten sind vorüber,
Erinnerung bleibt mir allein,
Und Wehmuth, unendliche Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein! —

Du gleichst der entschlummerten Rose,
Die ewig mein Herz erfüllt:
Du hast der Mutter Lächeln,
Bist ganz ihr Engelbild! —

Vogel von Glarus.

Aus meinem Herzen quillen.

Aus meinem Herzen quillen
 Viel trübe Lieder hervor
Und flüchten sich in der stillen
 Mondnacht zum Himmel empor!

Sie tragen das heiße Sehnen
 Den ewigen Sternen zu —
Dann rinnen leiser die Thränen
 Und wieder umfängt mich Ruh'! —

Von Demselben.

Im Lenz.

Der Lenz mit seinen Kindern
Zieht in's geschmückte Haus;
Er will die Sorgen lindern
Und theilet Blumen aus.

Und Alles jauchzt: „Willkommen!"
Kein Wesen, das nicht grüßt;
Nur ich bin zu beklommen,
Weil's in mir Winter ist. —

Von Demselben.

Die Nacht.

Der Tag verblühet
Am Aetherplan;
Die Nacht, sie ziehet
Zum Thron hinan!
Im Sternentalare
— Tritt sie herfür,
Den Mond im Haare
Als Kronenzier!

Die Vöglein schweigen,
Kein Lüftchen geht —
Nur aus den Zweigen
— Wie ein Gebet —
Tönt noch der Grille
Lied durch die Flur:
Sonst ringsum Stille
In der Natur! —

O Nacht, wie theuer
Und süß bist Du!
Mit Deinem Schleier
Deckst Du uns zu;
Du führst den Müden
Zum Lagersaum
Und lächelst Frieden
Ihm zu im Traum.

Von Demselben.

Leichte Trübung.

Ein leiser Hauch
  Trübt mein Gemüth,
Verschlingt sich auch
  Mit meinem Lied.

Und wie das Herz
  Und Lied getrübt,
Kehrt sich in Schmerz,
  Was ich geliebt.

Ein kaltes Wort
  Warfst Du mir zu
Und fort, ja fort
  War meine Ruh'!

Von Demselben.

Träumen will ich.

Träumen will ich; meine Schmerzen
Finden Linderung im Träumen,
Und in dem gebroch'nen Herzen
Neue Hoffnungsblüthen keimen!

Und dann tauchet aus der Wildniß
Der trübsinnigen Gedanken
Süß und licht empor Dein Bildniß,
Um mich wieder zu umranken!

Von Demselben.

Trost.

Von dem Himmel lächeln wieder
Süß und mild
Myriaden Sterne nieder
Glanzerfüllt!

Und sie lispeln fromm und leise:
„Erdensohn!
„Auf des Lebens dunkler Reise
„Blüht kein Lohn!"

„Muthig! Trage mit Vertrauen
„Dein Geschick,
„Erst in diesen heil'gen Auen
„Reift Dein Glück!" —

Also klang es mir von Oben
Tröstend, klar,
Und ich fühlte mich gehoben
Wunderbar.

Von Demselben.

Ich lag auf meinem Lager.

Ich lag auf meinem Lager
Und hörte leise geh'n —
Da sah ich die Geliebte
Am Bette weinend steh'n.

Sie kniete bei mir nieder
— Im Leid voll Majestät —
Und faltete die Hände
Zum innigsten Gebet!

Auf ihrem Antlitz ruhte
Das tiefste Seelenleid;
Die hellen Thränen perlten
Vom Aug' der schönen Maid.

Ich mußte mich erheben
Trotz Krankheit, Schwäche, Schmerz,
Und zog in heil'ger Liebe
Den Engel an mein Herz! —

Von Demselben.

Ich soll nicht Dein gedenken.

Ich soll nicht Dein gedenken,
Das muthest Du mir zu!
Und weißt doch, dies Versenken
Lullt mich in süße Ruh'.

So stieße, wie im Spiele,
Mein Herz von sich sein Glück,
Und fänd' im Schmerzgewühle
Nicht einen Sonnenblick! —

Von Demselben.

Mein Bild.

Mit dem schönen Perlenkranze
Seliger Erinnerungen
Ist im vollsten Jugendglanze
Noch ein Engelbild verschlungen!

Neue Perlen und Korallen
Reih'n sich zur Gedankenkette,
Doch am hellsten strahlt aus allen
Jenes Bild, zu dem ich bete! —

Von Demselben.

Hoffe, hoffe!

Hoffe, hoffe! Denn die Hoffnung
Ist die reizendste der Dirnen;
Lächeln kann sie wie ein Engel,
Wenn die Erdengötter zürnen!

Mit dem Zauberband der Täuschung
Weiß sie wundervoll zu fesseln,
Und Du wähnest Dich auf Rosen,
Lieber Freund, und bist auf Nesseln!

Von Demselben.

Das Bergmädchen.

Habe droben unter'm Dache
Gar ein schönes Kämmerlein;
Hat ein klein und einzig Fenster,
Doch die Berge schau'n hinein.

Thu' ich Morgens auf die Augen,
Muß ich denken: Gott ist gut!
Denn die Berge sind so prächtig,
Voller Glanz und Rosengluth.

Vor dem Fenster steht ein Ahorn;
Vögel singen d'rin ihr Lied,
Lehren's mich — drum kann ich singen;
Schaut, mein Lied ist Vogel-Lied.

Drunten an des Ahorns Fuße
Rinnt ein Bächlein hell und klar.
Schönes Bächlein ist mein Spiegel,
Kämme dran mein braunes Haar.

Hüt' am Bächlein meine Heerde,
Hüte sie im grünen Klee,
Traulich glänzend glatte Kühe,
Zarte Lämmlein, weiß wie Schnee.

Bleich' am Bächlein meine Leinwand,
Die ich spann in Winters Nacht;
Habe da beim langen Spinnen
Liebes, Liebes viel gedacht.

Guter Vater, gute Mutter
Wissen's, schauen mir in's Herz;
Munt're Schwester, munt'rer Bruder
Wissen's, necken mich im Scherz.

Ich allein nur kann nicht sagen,
Was ich spinnend Liebes sann,
Weil ich eben wenig sagen,
Nur mich herzlich freuen kann.

Nina Camenisch.

Tasso im Kerker.

Wie träge schleicht die Zeit! Wie fruchtbar waltet
Dein Geist ob diesem Nebel von Gedanken,
Der rauchend droht, den keine Kraft gestaltet!

Ein Chaos gähnt mich an; in stolzem Schwanken
Steigt es und sinkt und fällt zurück in's Leere,
Schon strebt ein and'res sich empor zu ranken.

Wer bin ich, der ich diese Wandlung nähre?
Das Mark der Kraft versiegt in Liebesgluthen
Denn ach, mein Haupt ist voll von dumpfer Schwere!

Erinn'rung schäumet auf aus wilden Fluthen;
Klorinda fliegt, ich sehe Gottfried stürmen,
Das Banner weht und seine Helden bluten!

Jetzt seh' ich jäh sich ein Gebirge thürmen, —
Velletri's Berge, wo Rinaldo's Bande
Die Höhle theilt mit riesigen Gewürmen.

Von einem Felsstück mißt im Prunkgewande
Der schmucke Räuber seines Reiches Marken
Und bricht, ein Blitz, herab dann in die Lande.

Jetzt wieder schwelg' ich tief in dunkeln Parken
Und winde mich hindurch bis zum Gestade,
An das die Fischer legen ihre Barken.

Mir kommt die Lust, daß ich im Meere bade.
Ich störe seine Goldfluth auf zum Tage,
Und plötzlich sink' ich auf des Abgrunds Pfade!

Ha sieh', — jetzt naht ein Bild von höherm Glanze!
's ist Sonntag, Flammen schießt der silberklare,
Erhab'ne Sol von seiner Himmelsschanze.

Es ist die Zeit, die selig wunderbare,
Wo die Natur den Frühling neugeboren
Und alle Schöpfung singt ein froh „Lätare!"

Ein Fest ist ganz Ferrara, Glocken hallen
Und ihre Glanzfluth steiget in die Lüfte,
Ein Geistermeer, drin uns're Seufzer wallen.

O meiner Jugend frische Waldesdüfte!
Von Hain zu Hain fühl' ich euch schmeichelnd wehen,
Ein Hauch des Friedens spielt um alle Grüfte.

Dich, Giambattista, seh' ich bei mir stehen.
Du lobst „Aminta"; neidlos im Gemüthe
Hast Du den Schäfer Dir zum Freund ersehen!

Was gafft das Volk, was schwenken sie die Hüte?
Du spottest: „Ach ein Wunder gibt's zu schauen,
Nach Belriguardo zieht des Hofes Blüthe."

Ferrara's Hof, — darf ich den Augen trauen?
Ein goldgefranztes Roß vom Berberstamme
Trägt meinen Herrn, den Abgott aller Frauen.

Und neben ihm ein Weib, — was zuckst du, Flamme,
Mir aus der Brust? — ein Weib, der Schöpfung Sonne,
Ihr frommer Zelter schreitet gleich dem Lamme.

In diesem Auge welche Himmelswonne!
Der Göttin Majestät, Armiden's Feuer,
Dem schwärmerischen Blick vermählt der Nonne.

Wo find' ich meiner Leidenschaft ein Steuer? —
Dies dunkle Haar, der königliche Nacken,
Ihr himmlisch Lächeln macht sie mir so theuer!

Sie sind vorüber! — Nur den Widerhacken
Ließ sie zurück im namenlosen Sehnen,
Das wie das Gold quillt aus des Lebens Schlacken.

Wo bist Du, Giambattista? — Fließet, Thränen!
Torquato träumet nur in wilden Bildern
Und Giambattista sah im Geh'n ich gähnen, —
Was soll ich länger meine Leiden schildern?

Robert Weber.

Neuer Lenz.

Holder Friede, stille Lust,
Wogt ihr wieder durch die Brust?
  Weinen möcht' ich, niedersinken,
Wenn im Säuselspiel der Luft,
In des Abends gold'nem Duft
  Blüthenkränze mailich winken.

Mit der Wolke möcht' ich flieh'n,
In die blaue Ferne zieh'n!
  Mit der Lerche möcht' ich singen,
Auf beglücktem Wanderzug
Mit der Sehnsucht raschem Flug
  In den hellen Aether dringen.

Feuer, das am Firmament,
Das in jedem Busche brennt;
  Stilles Lächeln, hingeschrieben
In des Auges sanfte Gluth,
In des Herzens volle Fluth, —
  Warum soll' ich euch nicht lieben?

Von Demselben.

Sonnenuntergang.

Der heiße Tag hat ausgeblüht,
Die Fürstin steigt von ihrem Throne
Und legt, von Purpur überglüht,
Jetzt ab die diamant'ne Krone.

Sie geht; es trägt das Abendroth
Ihr des Gewandes farb'ge Schleppe,
Sie eilt zu sterben, — jenseits loht
Ihr Glanz schon heimlich ob der Steppe.

Ein Goldnetz wirft sie um das Haar
Am schwarzen Rand des Sarkophages;
Fern schifft der Mond her, silberklar,
Und weint der Mutter nach des Tages!

Ein lodernd Ilion an Pracht
Brennt ihre Wolkenstadt zusammen;
Der Himmel trauert und die Nacht
Erblaßt ob diesen blut'gen Flammen!

Von Demselben.

Gefrorene Fensterscheiben.

Sieh die wundersame Weise,
Wie Natur hier rasch und leise
Malt mit Wasser und mit Luft!
Sieh die reichen Schildereien
An den Fenstern: Bunte Maien,
Blumen, Häuser, klar von Duft:

Doch vom milden Sonnenlichte
Nur Ein Blick; so sind zu Nichte
All' die zarten Malerei'n;
Sie erlöschen, wie die Lüge,
Ob sie noch so schimmernd trüge,
Vor der Wahrheit hellem Schein.

Joh. Girsberger.

Das Schifflein des Lebens.

Das Lebensschifflein theilt die Stillflut, wie die Wellen —
Ein frommer Wille treibt's auch durch die Klippenschwellen —
Und vorwärts, immer vorwärts auf der See
Fährt unser Kahn in Freude und in Weh.
Doch unverhofft erscheint der stille Strand —
Das Ruder stößt auf Grund, der Fährmann springt an's Land.

Von Demselben.

Das Espenlaub.

Wann still die Luft, kein Laub sich regt,
Ist eines doch im Hain bewegt:
Es ist der Espe regsam Blatt,
Das keine Ruh' im Leben hat.
Es gaukelt endlos in der Luft
Im Sonnenhauch, im Kräuterduft,
Und schaut bald hin und schaut bald her,
Unruhig, hastig, kreuz und quer,
Bis es der falbe Herbst berührt,
Und wieder dann zur Erde führt. —
Ihm gleicht der Mensch, der schafft und baut,
Ruh'los nicht auf=, nicht abwärts schaut,
Nicht auf zu Gott, zur Erd' nicht ab,
Bis ihn der Herbst auch legt in's Grab.

Von Demselben.

Die Thränen.

Thränen, edelste Juwelen,
Die der Schöpfung weise Hand,
Ein Geschenk für schöne Seelen,
An der Menschheit Wiege band —
Mag der Unmensch ruchlos scherzen,
Wenn ihr, was uns schmerzend rührt,
Aus dem übervollen Herzen
Ueber unsre Wangen führt!

Unbeschreiblich ist die Klarheit,
Welche euer Wasser blinkt,
Weil ihr reine Herzenswahrheit
An den Herzen selber trinkt,
Die, wie den Krystall des Teiches
Füllt der Sonne Flammenschild,
Füllet euer demantgleiches,
Seelenspiegelndes Gebild.

Von des rohen unterscheidet
Ihr des edlen Menschen Kern,
Der nicht blos die Triebe weidet
Nieden auf dem Erdenstern,
Der dem Aether strebt entgegen
Aus dem schweren Element,
Und in euern Silberregen
Seine Himmelsfunken brennt.

Und wie diesen ihr verkündet,
Eure Perlenschrift ihm leiht,
Seid ihr der Natur verbündet,
Genien der Menschlichkeit.
Ohne euch in Freud' und Schmerzen,
Ach, wer hielt' auch kurzen Stand?
Zagend, mit zerrißnem Herzen
Weilten wir am Grabesrand.

Wenn auf des Gemüthes Höhen
Sich der Mensch als Gott bewährt,
Und der Geist wie Sturmeswehen
In dem Staubgefässe gährt,
Daß in Trümmer sich das Leben
Sterbend aufzulösen droht,
Stillet ihr des Herzens Beben,
Und beschwört die bange Noth.

Doch nicht blos dem ihr enteilet,
Thränen, mindert ihr die Qual,
Träufelt dem, der ferne weilet,
Balsam in den Schmerzpokal.
Weiß er daß geliebte Wangen
Ihr in Wehmuth naß gemacht,
Sieht er euch da glänzend hangen
Blanke Stern' in seine Nacht.

Aber selbst in jene Räume,
  Die ein ewig Siegel hält,
Die kein Wissen, die nur Träume
  Einigen mit dieser Welt,
Bringt und zaubert ihr ein Leben,
  Eine wunderbare Kraft,
Die ein geistiggöttlich Weben
  Zwischen hier und dorten schafft.

Süßer schläft im Sarkofage,
  Wem noch eine Wimper thaut,
Träumt da süßer von dem Tage,
  Der mit Wiedersehen graut;
Auf der Blumenzier der Grüfte
  Mengt der Freundschaft Thränenguß
In den Odem ihrer Düfte,
  Sinnig ihren letzten Gruß.

Joseph Krauer.

Nebelbild.

(Fata Morgana.)

'S het en Aelpler si verstige
I de Flüehne tief bir Nacht,
Will hie höch im Freye liege
Bis am Morge d' Sunn erwacht.

Wo ne Wettertanne schattet
Uf der jäche höche Flueh,
Wylt er jetzt — er isch ermattet —
Do ir nächtli stille Rueh.

Und er wylt in Nacht, der lange,
Bis der Morge lisli graut,
A de Felsa d' Nebel hange.
Wißes Gwälch rings um ne thaut.

Und er stuunt im bange Sinne
Und de luftig Nebelflor
Gseht er jetzt zu Gstalte rinne,
Gstalt um Gstalt taucht drus hervor.

Und die Gstalte sönd a schwebe,
Sind s' kei frostigs Nebelbild?
Und die Gstalte gwünne Lebe,
Luege zue-n-em fründli mild.

Und jetzt luegt es Dörfli füre,
Hus und Hütte chli und grüß,
Und me werchet i de Schüre,
Waga fahra=n=uf der Stroß.

Doch vor allem andre glänzet
Dort nes Hüsli, 's isch nu chli,
D' Fenster sind mit Blueme kränzet,
'S mueß drin inne fründli sy.

Au es Gärtli isch dernebe,
D' Ornig drin uf 's allerbeßt,
Und am Hus hi länge Rebe,
Unterm Dach hangt's Schwalbeneſt.

Und jetzt chunt im schöne Reie
Paar und Paar do usem Hus,
Zieret sind s' mit Chränz und Meie
Und der Gyger gigt vorus.

Und sie ziehnd i d' Chile=n=ine,
Schaue fromm und still dohi,
Numme d' Muetter thut lis grine,
As wie' s müeßte gschide sy.

Und der Altar ist schön zieret
Und au 's Muettergottesbild
Mit 'me Chranz neu usstaffieret,
O es luegt so himmlisch mild.

Sterneschimmrig brünne d' Cherze,
'S stoht der Pfarrer am Altar
Und mit andachtsvolle Herze
Chneut vor ihm nes Hochzitpaar.

Wie isch d' Brut so schön, so bscheide,
Lächlet still im Hochzitchranz,
Ihre Blick er glänzt voll Freude
Heitrer as de Cherzeglanz.

'S Herz thut ihm vor Freude chlopfe
Luegt er do die liebrich Gstalt,
Us de-n-Auge rünne Tropfe
Falle -n- ihm uf d' Brust so chalt.

Jo sie ischs, für die im Herze
D' Liebe er sit langem treit,
Gheimi Lieb' voll Freud und Schmerze
'S bangt em drum vor Seeleleid.

Nebe d' Brut gschwind thuet er schaue,
Aengstli luegt er, wer chneut do?
O Herr Jesus! chann er traue?
Er gseht si do selber jo.

Streckt si Hand us, will's erreiche,
Was er do so luftig gseht;
Doch die Gstalte thüend verbleiche,
Und er chneut hi zum Gebeth.

Jetzt thuet d' Sunne Strahle schieße
Rings a d' Firne lichterloh,
Morgeglast ringsum ergieße;
Tief im Thal nu dimmret 's no.

Und ne heitre Regeboge
J der schönste Farbepracht
Het si über' s Thal hizoge, —
'S isch verrunne s' Bild wie d' Nacht.

J. A. Minnich.

Alte Träume.

Das Kirchlein dort am grünen Rain,
Am Fluß das Schloßgetrümmer,
Des Bächleins Sprung von Stein zu Stein,
Der fernen Stadt Geflimmer,

Die Flur getaucht im Abendschein,
Das Säuseln hoher Bäume,
Und ich am Abhang so allein —
Das weckt mir alte Träume.

Ed Dösfekel.

Mein Stern.

Mir war's so öd im ganzen Haus,
Als wär' des Lebens Uhr gestellt;
Voll Unruh' ging ich ein und aus,
Der Tag, die Nacht war mir vergällt.

Der Garten prangt' in Blum' und Frucht,
Es säuselte der Pappel Haupt,
Doch mir, der ich vergeblich sucht',
Schien Baum und Blume dürr entlaubt.

Da fühlt' ich's erst so recht, so ganz,
Wie all mein Sinn auf dich gestellt
Und wie von dir ein milder Glanz
Auf meine stillen Tage fällt;

Und wie, wenn du auf immer fern,
Verwelkte jede Lebenslust,
Wie unterging mein schönster Stern
Und's dunkel wurd' in meiner Brust.

Von Demselben.

Auf der Wacht.

Es steigt des Mondes volles Rund
Am Rand des Meer's empor,
Wie glänzt der weite Wassergrund!
Wie tritt das Fort hervor!

Und wie er hier sich höher hebt,
So dort im fernen Thal,
Deß' jähe Fluh' der Aar umschwebt,
Wo schlüpft im Bach der Aal.

Er schaut durch's klare Fenster ein
Auf Boden, Tisch und Wand,
Dort sitzen sie und denken mein
Die fern im fremden Land.

Und unsere Blicke treffen sich
Auf jenem goldnen Rund,
Mir ist's als würd' mir minniglich
Ein leises Grüßen kund.

O Mond, so sag' auch ihnen dort,
Ich steh' hier auf der Wacht
Und habe fort und immerfort
Ans Vaterhaus gedacht. —

Von Demselben.

Das Richteramt.*)

Partheien vor! So tönt es in den Hallen,
Der Weibel ruft's mit würd'ger Gravität.
Jetzt zuckt ein Bösewicht die gift'gen Krallen,
Er glaubt des Gegners Blöße schon erspäht.
Die Thüren öffnen sich. Im einfach edlen Saale
Sitzt ernsten Sinns im Halbrund das Gericht,
Es deutet's stumm die Göttin mit der Schale:
Hier gilt allein des Rechtes Vollgewicht.

Die Gegner treten ein. Es steht zu jeder Seite
Zum Kampf bereit ein rüst'ger Advokat.
Der Kläger hat das Wort. Er folgt dem Streite
Zur Quell', durch Schlinggewächs, durch Dorn und Grat:
Mit Ruhe erst; doch bald entbrennt das Feuer,
Es wächst der Rede Strom, des Wortes Hall'
Und sprühend wirft er Körner aus und Spreuer,
Es rinnt der Schweiß. Denn schwierig ist der Fall.

---

*) Dieses schon in der „Schweiz" veröffentlichte Gedicht, wird auf besondern Wunsch des Vereinsvorstandes auch in die Helvetia hinübergenommen.

Der Gegner kommt. Er plänkelt mit den Gründen,
Er zieht die Kette weit hinaus ins Feld,
Er faßt ein Ziel — er strebt sich durchzuwinden,
Er ist ein schlauer kampfgeübter Held.
Dort liegt der Punkt! Jetzt führt er seine Truppen
Im Sturme vor, das Bajonnett gefällt;
Die Schläge dröhnen auf des Helmes Schuppen,
Und ungewiß ist's wie der Kampf bestellt.

„Schön ist der Mann, der kühnen Muthes
Den Speer des Worts zu schleudern weiß.
Ein Schirmer wird er jeden Gutes,
Spart ihm den schönsten Ehrenpreis;
An seiner Lippe hängt die Menge,
Die Rede wird zur Zaubermacht;
Was Waffen nicht noch Kriegsgedränge
Das hat das freie Wort vollbracht."

Der Akt ist abgespielt; geschlossen sind die Pforten;
Zur ersten Arbeit schreitet das Gericht.
Der Referent beginnt. In wohlerwog'nen Worten
Begründet schrittweis er den Schlußbericht.
Wer kämpft ihn an? Es wird das Wort ergriffen,
Der Zweite spricht; es spricht der Dritte schon.
Man rüstet sich; der Scharfsinn wird geschliffen,
Die Waffe blinkt — es wogt die Discussion.

Der führt die Böller auf der römischen Pandekten,
Der deducirt und spaltet den Begriff,
Und der, ihn kümmern nicht Prätoren und Präfekten,
Kämpft mit Empörung gegen Trug und Kniff.
Der führt der Dialektik scharfe Klinge,
Der sticht ins Mark mit feiner Ironie,
Und der beleuchtet klar den Stand der Dinge,
O Referent, umsonst stemmst du das Knie! —

Derweilen harren müßig in der Abtrettstube
Die Streitenden erwartungsvoll, gespannt.
Sieh' dort den Mann, zur Seite ihm der Bube,
Er sieht zum Fenster aus wie festgebannt.
Wie ist er aufgeregt! es zittert seine Stimme,
Denn der Entscheidungstag ist angerückt,
Ob er erliegen soll des Gegners Grimme,
Ob der Entscheid sein Lebensglück erdrückt.

Der Würfel fällt in dieser schweren Stunde,
Der ihn vielleicht von seinem Hofe zwingt —
Von seinem Hof — dem schönsten in der Runde —
Am Bergeshang von Wald und Hag umringt.
Dort wuchs er auf. Es stund dort seine Wiege,
Am Ofensitz lernt' er den ersten Schritt,
Die Narbe hat er von der schmalen Stiege,
Zum theuern Denkmal wird ihm jeder Tritt.

Dort führt' er einst in seinen Blüthentagen
Das Weib des Herzens überglücklich ein.
Der Segen kam. Man sah gar fleißig tragen
Zur Tauf ein neues Bürgerlein.
Jetzt ist der Tisch umkränzt von Mädchen, Knaben,
Sein Herz hängt warm an diesem theuern Ring;
Doch auch die schwere Fügung sollt' er haben,
Der argen Streitlust fiel er ins Geschling.

Es schellt — der Weibel eilt — und langsam gehen
Des Richtersaales Thüren wieder auf.
Die Leute drängen ein, sie drücken, stehen,
Sie ballen sich zu einem Hörerknauf.
'S wird still. Der Präsident beginnt. In klaren,
In bünd'gen Sätzen reiht er Grund an Grund,
Er schält mit Kunst das Falsche von dem Wahren.
Er eilt zum Schluß. Das Urtheil wird euch kund.

Sieg, guter Mann! Ja ja, du hast gewonnen,
O seht den Freudenstrahl auf dem Gesicht!
'S ist eine Thrän' ihm in den Bart geronnen,
Vom Herzen ist das schwere Steingewicht.
Er strebt hinaus, es drängt ihn zu den Seinen
Die peinlich harren auf der Folterqual.
Nachspringen muß der Bub' auf kurzen Beinen,
O könnt' ich sehn den Gruß, das Freudenmahl.

Partheien vor! — so hallt die Stimme wieder
  Und neue Streiter stehen wieder vorn.
So geht der Eimer ewig auf und nieder,
  Erschöpft wird nie des Lebens frischer Born.
Das Amt des Richters, mühsam ist's und strenge,
  Aus seinem Spruch geht Wohl und Weh hervor,
Die Satzung treibt ihn immer in die Enge,
  Vergeblich drängt des Herzens Wunsch empor.

Und scheinlos ist das Amt. In tiefer Stille
  Treibt er das Rad der ernsten schweren Pflicht;
Den Richter kleidet nicht der Herrscherwille
  Und Monument' in Erz erschafft er nicht;
Er lockt nicht an die bunte Hörermenge
  Und bannet sie durch Redekunst und Spiel,
Die Musen fliehn, es fliehen die Gesänge
  Vor seiner Arbeit, seinem ernsten Ziel.

Und dennoch ruht auf seinem Thun und Streben
  Des Bürgers Trost und Halt und Sicherheit.
Der Richter ist's, der jedem Ueberheben
  Die Waffe nimmt mit Mannesfestigkeit.
Der Willkür bindet er die mächt'gen Flügel,
  Er bändigt starken Arms die Frevelthat.
Der Ordnung Schritt hält er in festem Zügel,
  Gerechtigkeit, sie stützt und hält den Staat.

Gerechtigkeit — o schönes Wort! — vom Himmel
Bist du ins Menschenleben hergesandt;
Du stehst gefaßt, wenn dich umtobt Gewimmel,
Wenn alles wankt von Leidenschaft entbrannt.
Und unversehrt durch Ränke, wildes Treiben
Gehst richtend du gefeit von edlem Stolz.
Wahr ist das Bibelwort durch alle Zeiten,
Das sagt: Gerechtigkeit erhöht ein Volk.

Von Demselben.

Nachruf
an
Dr. Daniel Elster.

Wohl, die Schatten werden länger,
  Lichter wird der Freunde Kranz
Und er zieht sich mälig enger.
  Säumt sich schon der Abendglanz?
Wieder einer ist gestoßen
  Von der Erde grünem Strand
In den Ocean, den großen,
  Nach dem unbekannten Land.

O ein Mann von bestem Korne,
  Ein Gemüth voll Biederkeit,
Recht ein Blut von heißem Sporne
  Hochbegeistert, kampfbereit,
Mit dem Schwerte, mit der Leier
  Folgt' er seinem Thatendrang';
Doch vor allem galt sein Feuer,
  Freiem, hehrem Volksgesang.

Denk' ich deiner Jugendtage,
  Fühl' ich heiter mich versetzt
In die Zeit der blühnden Sage,
  Die uns Herz und Sinn ergötzt.
Abenteuer, Kampf und Minne,
  Fahrten über Land und Meer,
Ganz nach freiem Künstlersinne,
  Kreuzen hin und kreuzen her.

In die feuchten Niederlande,
Unter Korfu's Sonnengluth,
Nach des Hellespontes Strande,
Trug Verhängniß dich und Muth.
Und durch all' die Schicksalstage,
Blinkte dir ein milder Stern,
Röschens Liebe, Röschens Klage
Aus der Heimath ferner Fern'.

Treu in Nöthen und Gefahren
Schützte dich der Muse Schild,
Unter blut'gen Janitscharen,
In Gebirgen wüst und wild.
Wie Arion durch die Wogen,
Deine Lyra in der Hand,
Kamst du singend hergezogen,
Trug der Delphin dich ans Land.

So durch alle Lebensalter
Wahrtest du der Seele Schwung,
Und die Harfe und der Psalter
Zauberten dich ewig jung.
Wo du eintratst, gab's ein Drängen,
Händedruck, ein frohes Haus;
In Toasten und Gesängen
Brach Begeist'rung flammend aus.

Wie ein übermächt'ger Meister
Hast den Singstab du gerührt,
Und der Töne flücht'ge Geister
In den Kreis zurückgeführt.
Wenn des Klanges Macht und Fülle
Ueberwallte, überquoll,
Nur ein Zeichen — es war Stille,
Nur ein Wink — und neu er schwoll.

Aufgethan dem Reich der Töne
Hast du einen weiten Saal,
Ausgestreut, gehegt das Schöne
Weithin über Berg und Thal.
Mancher Mund wird dich noch loben,
Manches Herz dir dankbar sein.
Schlafe wohl! — Wir sehn uns droben,
Ehre dir in Erz und Stein!

Und wenn dann nach Frühlingswehen
Auffahrt kommt, das grüne Fest,
Wirst auch du vom Schlaf erstehen,
Kommen in den Kreis der Gäst'.
Wirst mit leisen Geistertritten,
Schreiten durch der Sänger Reih'n,
Ungesehn in Aller Mitten
Segnend ihre Lieder weih'n.

Von Demselben.

Das Kreuz auf dem Felde.

Einsam steht es auf dem Felde,
Nur ein Fußweg führt vorbei,
Und das Bildniß, stark verwittert
Zeugt, daß es auch alt schon sei.

Aber wenn des Dorfes Mädchen
Morgens ziehn auf's Feld hinaus,
Oder, wenn sie Abends kehren
Unterm Betgeläut nach Haus:

Sieht man, wie sie vor dem Kreuze
Stille betend niederknien,
Und das Bildniß, stark verwittert
Stralt verkläret drüber hin!

J. A. Rueb.

Auf der Wacht.

(Im Feldzuge gegen die Preußen im Dez. 1856.)

Ich schreite, das Gewehr im Arm,
Wohl auf und ab und halt' mich warm;
So stille ist es auf der Wacht,
Da hab ich denn an dich gedacht, —
Womit ich ja so eng verwandt,
An dich mein theures Vaterland! —

Mein Vaterland, mein Heimatland,
Wie bist du schön im Schneegewand! —
Wie herrscht hier Frieden, heil'ge Ruh, —
Der Sternenhimmel deckt dich zu; —
Da liegst du bleich, als wie im Tod,
Ist's, weil Gefahr und Krieg dir droht?

Kein Lüftlein weht, es ist so still,
Als wie, wenn Jemand sterben will; —
Wohl greift mit frecher Frevlerhand
Der Feind nach dir, mein Vaterland; —
Doch wie der Schnee, so blank und rein,
Sollst du und deine Ehre seine! —

Wie Ströme in Gewitternacht,
  Wie die Lawin' vom Berge kracht,
So dringen auf den Feind wir ein,
  Mit Sturmes-Wucht, wie Blitzesschein,
So stellen kühn wir uns zur Wehr,
  Wir schützen dich und deine Ehr! —

Und färbt der Schnee auch unser Blut,
  An deinem Herzen schläft sich's gut,
Wohl freudig wir dem Tod uns weih'n,
  Um dich, mein Liebstes, zu befrei'n;
Wie deine Berge stolz und frei,
  Auch du, mein Vaterland, es sei! —

Und eine Hoffnung macht uns kühn:
  Ein neuer Frühling wird erblühn; —
Da sprosset frisch aus unserm Blut
  Der Freiheit Blume, höchstes Gut; —
Drum schlumm're sanft im Schneegewand,
  Wir schützen dich, mein Vaterland! —

Julius Caduff.

Sonntagslieder.

I.

„Gloria in excelsis Deo!“

„Gloria“ tönt von der Orgel
In des Domes weite Hallen; —
Und ein Wohllaut dringet unten
An das Herz den Betern allen. —

„Gloria in excelsis Deo!“
Tönet mir im Herzen wieder. —
Und es steht der Himmel offen,
Engel steigen draus hernieder. —

Auf den Schwingen des Gesanges,
Auf der Töne reinsten Wogen, —
Kam mir, wie ein guter Engel,
Andacht in das Herz gezogen! —

Von Demselben.

II.

„Miserere nobis!“

„Miserere“ rief's im Innern,
„Miserere nobis“ — laut;
Ach, was ist der Sohn der Erde,
Wenn er nicht auf Gott vertraut? —

Was soll all' das wilde Jagen
Nach der Menschen Ehr' und Ruhm,
Wenn im Herzen nicht der Frieden,
Nicht der Liebe Heiligthum? —

„Miserere, Miserere!“
Flehet meine Seele auch,
Flehet mit den holden Tönen
Nach des ew'gen Friedens Hauch! —

Von Demselben.

III.

„Dona nobis pacem!“

Und die reinste Stimme flehte
Für uns Alle, die hienieden,
Daß doch Gott der Menschheit schenke
Endlich seines Himmels Frieden.

Wenn sich andachtsvoll die Häupter
Auf die Brust hernieder neigen,
Mit den Tönen auf zum Himmel
Dann der Menschen Herzen steigen,

Und des Himmels heil'ger Frieden
Ruhet rings auf der Gemeine,
Unter all' den stillen Betern
Pochet nur mein Herz alleine!

Von Demselben.

Einer Braut.

Dem Weib ist Lieb der Himmel,
Der um die Erd' sich schlingt,
Wornach durchs ganze Leben
Mit vollem Herz sie ringt. —

Und hast du ihn errungen
Und ist der Himmel dein,
Bewahr ihr dir im Herzen
Stets wolkenlos und rein! —

Wird leichter oder schwerer
Dir auch des Lebens Last,
Was willst du mehr verlangen,
Wenn du den Himmel hast! —

Von Demselben.

Geduld, mein Herz.

Geduld, mein Herz, und warte still,
Du wirst es nicht erzwingen;
Wenn's auch vor Sehnsucht brechen will,
Es kann's die Zeit nur bringen!

Der Frühling giebt das frische Grün
Dem Strauch, dem blätterlosen,
Und läßt die zarten Lilien blühn,
Die Veilchen und die Rosen! —

Die Sonne bringt den gold'nen Tag,
Läßt helle Freuden strahlen,
Und wo sonst nackt die Erde lag,
Glänzt's von des Thau's Kristallen!

Drum nur Geduld und warte still,
Dir muß dein Frühling werden,
Es giebt des Schönen ja so viel
Zum Lieben hier auf Erden! —

Von Demselben.

Freundschaft.

Ach, wie viele Lieben sind dahingegangen;
Wie vereinsamt stehst du da im weiten Erdenrund;
Blasser, immer blasser werden deine Waugen;
Wie des Herbstes grünes Laub, verwelket Herz und Mund!

Doch es schien nur so: du fühlst dich angezogen
Vom Verwandten: in den Menschen leben Menschen fort.
Brausen noch so hoch des Schicksals Meereswogen,
So geleitet eine Seele dich zum sichern Port.

In der Ruhe Stunden zieht ein süßes Sehnen
Durch das stille Herz, und heiter wird der düstre Blick;
Ja, wie voll auch sei das Aug' von bittern Thränen,
Eine Hand verwischt sie und erleichtert dein Geschick.

Dieser Hand, so mild, so zart, vertrau dich ohne Zagen;
Ihr geweihter Zauberstab erhebt zu Himmelshöh'n.
Mag an deinem Ruf ein gift'ger Zahn auch nagen,
Sie erschließet eine neue Welt dir, groß und schön!

Dieses zarte Sehnen, dieses sel'ge Finden,
Das die Herzen bindet in der Liebe heil'gem Raum,
Bleibe; ihm laßt uns die schönsten Kränze winden:
Himmelstochter Freundschaft, nein du bist kein leerer Traum!

J. K. Wilhelm.

Abendbilder am Bielersee.

Mich lockt hinaus des Frühlings Spur
  Zum See, der träumend vor mir liegt;
Ein laues Lüftchen säuselt nur,
  Kein Wölklein sich im Aether wiegt.
Dort hinterm Berg der Mond allein
  Steigt auf am blauen Himmelszelt
Und sendet seinen Friedensschein
  Herab auf die entzweite Welt.
Er badet in der Wellen Au,
  Sie schimmern hell im Silberglanz,
In Abendnebel hüllt sich grau
  Der Städte und der Dörfer Kranz.

Von ferne eines Glöckleins Klang
  Gar leis zu mir herüber zieht,
Und wie ein Kind beim Wiegensang
  Entschläfts am eignen Schlummerlied.
Die grauen Berge ringsumher,
  Wie Bilder der Vergangenheit,
Wie Riesenschatten stolz und hehr
  Umstehn die stille Fläche weit,
Wo langgedehnt das Eiland jetzt
  Des Wandrers Blick gefesselt hält;
Den Fuß von kühler Flut benetzt,
  Erhebts das Haupt zur Sternenwelt.

Gern ruht das müde Auge dort
Auf Wiesengrün und Waldesnacht;
Ein stillverschwiegner Zufluchtsort
Liegt es von Genien bewacht.
Ach, so in jedem Menschenherz,
Ob friedlich der Gefühle Flut,
Ob tief durchwühlt von bitterm Schmerz,
Der Hoffnung grünes Eiland ruht.
In diesen stillgeweihten Raum
Zieht es sich aus dem Lärm zurück;
Da träumt es seinen schönsten Traum
Von Frieden und von reinem Glück.
Doch, ach, oft bleibt es ewig fern,
Nur trügerisch das Lichtchen winkt,
Und wenn erlöscht der letzte Stern,
Das schöne Bild in Nacht versinkt.

Minna.

Die Sühne.

„Laß, wilder Held vom Norden,
„Laß Kreuzpanier und Orden,
„Gönn' mir die tapfre Hand!
„Die kalten deutschen Thale
„Vergiß am Sonnenstrahle
„Im schönen Morgenland!"

In's Antlitz jugendblühend,
In's Auge schwarz und glühend
Hat er hineingeschaut;
Reißt weg vom Eisenkleide
Das Kreuz, das gottgeweihte,
Und grüßt sie seine Braut.

Er ist zum Greis getreten:
„Mein Schwert sei des Profeten,
„Ich schwör's, Ehrwürdiger, Dir!
„Gieb Libanons Gazelle,
„Die zierliche, die schnelle,
„Gieb deine Perle mir!"

Und aus des Alten Munde
Hascht Oskar frohe Kunde,
Ein Löwe stürzt er hin,
Zieht mit des Morgens Söhnen,
Und hört den Schlachtruf tönen
Des großen Saladin.

Die Kreuzesfahne wehet,
Das Heer der Christen stehet
Ein Felswall fest und gut,
Dran brechen sich und schwellen,
Dran schäumen wild die Wellen
Der Sarazenenfluth.

Die wildeste der Wogen
Kommt jetzt herangezogen
Der junge Rittersmann;
Er denkt an die Gazelle,
Und fällt mit Sturmesschnelle
Die Frankenmauer an.

Schon ist durch ihn geflossen,
Auf grüne Au gegossen
Viel edel deutsches Blut;
Da tritt ihm frank entgegen
Ein tugendlicher Degen
Mit hohem kühnem Muth.

„Du feurigster der Heiden,
„Heran, daß wir entcheiden,
„Ob scharf der deutsche Stahl!"
Da hebt ein Lanzenschwingen,
Da hebt ein Schwerterklingen,
Ein Schall wohl an und Hall.

Es zuckt des Himmels Flamme
Zum Therebintenstamme,
Stürzt krachend sie auf's Feld:
So durch die Panzerringe
Fuhr jählings Oskars Klinge.
Hin sank der edle Held.

Er sieht den Helm ihm fallen,
Sieht goldne Locken wallen
In's bleiche Angesicht;
Graus rieselt durch die Glieder.
„Den Artur schlug ich nieder!
„Das ist des Herrn Gericht!" —

Es kehren heim die Krieger.
„Willkomm, du kühner Sieger!
„Du schaust wie Todesruh?" —
„Ich komm' von dir zu scheiden,
„Mußt mich auf ewig meiden,
„Unheilvoll Liebchen du!

„Mit deinen zarten Händen
„Vermochtest du zu wenden,
„Zu beugen mein stolzes Haupt!
„Du hast mit süßem Laute,
„Den Gott, dem ich vertraute,
„Aus meiner Brust geraubt!

„Den Bruder und Genossen,
„Den ich an's Herz geschlossen —
„Er war so treu und gut —
„Den hast du mir getödtet,
„Mein Flammaug hat geröthet
Die Erde mit seinem Blut!"

Wohl hält sie ihn umfangen,
Gießt durch die rosigen Wangen
Viel helle Thränen hin;
Er reißt sich los im Harme
Vom zaubrisch starken Arme,
Geht mit entschloßnem Sinn.

„Schaut her, Muhammed's Knechte!
„Dies Schwert, das meine Rechte
„Im Lügendienst entweiht,
„Ich brech's vor euch in Splitter,
„Also thut nun dem Ritter,
„Der untreu ward im Streit!

„Hört's, stolze Sarazenen!
„Den Islams Kinder wähnen,
„Dem Seher sprech' ich Hohn;
„Der, den ich schnöd verrathen,
„Der ist Profet an Thaten,
„Christus der Gottessohn!

„Er hat geliebt, gelitten,
„Hat Reich und Heil erstritten
„Für jeden, der da glaubt.
„Hell strahlt sein Kreuzeszeichen,
„Du, Halbmond, mußt erbleichen!"
„Da fiel des Ritters Haupt.

Edward Frauenfelder.

Der Siegeskranz.

Seht ihr die Burg sich heben
Aus Felsengrund hervor?
Die stolzen Mauern streben
Zum Himmelsblau empor.
Die Zinnen, so umkränzen
Den kühnen Bau zumal,
Erglimmen und erglänzen
So roth im Morgenstrahl.
Die Feste ist umthürmet
Von manchem schroffen Wall,
Rings um die Wälle stürmet
Der Fluthen wilder Schwall.

Wer steht dort auf der Zinne
In festlich schmuckem Kleid,
Ein Bild der süßen Minne,
Wer ist die holde Maid?
Was Augenpaar es sprühet
Wie flammend Sonnenlicht,
Gleich Morgenroth erglühet
Ihr edles Angesicht.
Sie hebt den Arm, den weißen,
Ein Kranz blinkt in der Hand —
Freiheit ward sie geheißen,
Die Veste Schweizerland.

„Ihr Recken, wer wills wagen?
So ruft sie inniglich.
„Wer will den Kranz erjagen

„Im heißen Kampf für mich?“ —
Sie sprach es; da erbebet
Vor Wonne der Kämpen Brust,
Und in den Blicken lebet
Des Buhurt's wilde Lust.
Sie ziehen aus zum Streite,
Die starken Mannen all,
Es trotzt die Brust, die breite,
Gleich einem Felsenwall:
Ihr Arm die Streitaxt schwinget
Als einen Wetterstrahl.
Ein Heldengruß erklinget
Des Schwertes scharfer Stahl.

* * *

Die Streiter kehren wieder
Nach hart errungnem Sieg;
Da schlug das Auge nieder
Die hehre Maid und schwieg.
Kommt wohl Erlach gezogen,
Der Ritter kühn und schnell,
Wohl schwinget seinen Bogen
Der kecke Schütze Tell.
Nicht dem, der lebend kehret,
Den Lorbeer sie beschied:
Die edle Jungfrau ehret
Den todten Winkelried!

Von Demselben.

Scheiden.

In düsteres Sinnen verloren,
Dacht' ich an den Wechsel der Zeit,
Und wie von dem lieblichen Herbste
Der frostige Winter nicht weit.

Da hört' ich ein freundliches Summen
An meinem Fensterlein,
Des Herbstes wärmende Sonne
Lockt eine Fliege herein.

Wie oft in des Sommers Schwüle
War ihr Besuch mir zur Last!
Ihr störendes Fliegen und Summen
Vertrieb die Gedanken mir fast.

Jetzt summte sie sanftere Lieder,
Durchschwirrend mein kleines Revier,
Und ließ auf dem Pulte sich nieder,
Wie eine Bekannte von mir.

Was singst du, Kleine, so leise?
So sprach ich in Rührung zu ihr.
„Es ist eine Sterbensweise,
Ich singe zum letzten Mal hier.

Im Frühling erwache ich wieder,
Und komme dann wieder zu dir.“
Sie summte noch einige Lieder,
Sie waren der Abschied von mir.

Könnt' ich wie die Fliege entschlummernd
Dem traurigen Winter entfliehn,
Und singend wieder erwachen,
Wann die ersten Blumen erblühn!

W. in Basel.

Adam von Kamogask.

Es sitzt der Vogt von Guardovall
  Im tobenden Kreis der Zecher.
Es klingt zum Thale der wilde Schall
  Der vollen, glänzenden Becher.
Das Schloß, es schaut so stolz darein
Wohl von der Höhe ob Madulein,
  Wo die Gäste lärmen im Saale
  Bei'm übermüthigen Mahle.

Und jubelnd der Vogt den Pokal erhebt:
  „Wohlauf, ihr fröhlichen Gäste!
„Hoch Jeder, der herrlich auf Burgen lebt
  „Und dem Pöbel trotzt in der Feste.
„Ein donnernd Hoch dem Töchterlein schön,
„Das der Vater mir bringt auf Schlosses Höh'n.
  „Auf den Abend hat ers versprochen,
  „Ist willig zum Kreuz gekrochen."

Und der Schwarm der Gäste mit trunk'nem Sinn
  Bricht aus in thierisches Lachen:
„Ein Hoch der Engadinerin, —
  „Unser Wirth, der weiß es zu machen!
„So wird der Bauern Stolz gezähmt,
„So wird der Bauern Kraft gelähmt!"
  Sie rufen's mit wüstem Toben,
  Die Becher hoch erhoben.

Doch drunten im Dorfe Kamogasch
Da sagt der Vater zum Kinde:
„Auf, Töchterchen, auf und gürte dich rasch,
„Daß lieblich der Vogt dich finde."
Dann lacht er wild, ballt grimmig die Faust,
Und drohend sein Schwert die Luft durchsaust.
Tief birgt er im Herzensgrunde,
Was bringe die nächste Stunde.

„O Vater gut, o Vater traut,
„Was zieh'n wir hin zum Schloße?
„Deiner Tochter vor'm Auge des Vogtes graut
„Und vor seinem unheimlichem Trosse."
So fragt ihn arglos die holde Maid,
Sie ahnt wohl heimlich ein nahes Leid;
Der Adam aber blickt düster
Und spricht in dumpfem Geflüster:

„Sei still, sei still, du junges Blut.
„Laß uns gehorchen und trauern.
„Uns drückt der Vogt mit Uebermut, —
„Der Vogt hat Gold und Mauern.
„Er hat geworfen ein Aug' auf dich,
„Doch sei nur ruhig und bau' auf mich;
„Gott könnt' es anders wohl fügen,
„Der Lüstling dürfte sich trügen!"

Der Vater spricht's und sagt nicht mehr,
  Seine Augen glänzen gleich Feuern.
Der Maid wird bang, der Maid wird schwer
  Wohl um den Vater, den theuern. —
Da wie sie der Vogt dem Schloß sieht nah'n,
Rennt schnell er herab die steile Bahn,
  In zügelloser Begierde,
  Zu umarmen des Thales Zierde.

Schon ruft er ihr zu, erregt vom Wein:
  „O sei willkommen, du Süße!"
Da flieht sie zurück mit ängstlichem Schrei'n,
  Verachtend des Wüstlings Grüße.
Doch der Vater ruft, entblößend sein Schwert:
„Fahr' hin, nicht bist du des Lebens werth!"
  Und es zuckt der Stahl, der gute, —
  Der Zwingherr wälzt sich im Blute.

Nun stürzt heran der Genossen Schaar
  Zur Burg mit guten Waffen:
„Heil Adam dir, du muthiger Aar!
  „Du hast uns Freiheit geschaffen."
Und die Burg fällt unter des Volkes Arm,
Und Jubel erfüllt das Thal so warm,
  Und frei sind Rätiens Lande
  Vom drückenden Sklavenbande.

Jetzt sehen wir gern ob Madulein
  Ob Rätiens Himmel, dem blauen,
Die Trümmer blinken im Sonnenschein
  Und freudig zu Thale schauen.
Drum muthig, ihr Völker, auf Gott vertraut;
Wo immer man auch Bastillen baut,
  Sind sie für den Enkel Ruinen,
  Von der Freiheitssonne beschienen.

Otto Henne.

An die Dichter der Schweiz.

Ein Gruß zum neuen Jahre, dem hundertsten seit der Geburt Fridrich Schiller's, des „Tell-Dichters".

Tribunen Eures Volkes! — Tausend Blicke
 Sie richten heute sich auf Euern Kreis.
Bleibt denn die Dichtung, bleibt die Kunst zurücke?
 Der Kampf ist da, und herrlich ist der Preis.

„Versunken sei" — so tönt die heiſ're Klage —
 „Versunken sei das Volk in Schlummersnacht;
„Wahr sei des gold'nen Kalbes alte Sage,
 „Und Alles diene nur des Mammons Macht;

„Das alte Rom greift zu den alten Waffen,
 „Wirft über uns der Konkordate Nacht;
„Selbst Luthers Enkel wollen schier erschlaffen
 „Und liegen sorglos auf der Höhen Wacht;

„Die Feder herrsche, nicht des Volkes Stimme,
 „Dem frechen Nachbar beuge sich der Staat . . ."
Poeten auf! Mit der Profeten Grimme
 Geht an die neue Auferstehungsthat.

Laßt aus dem Grab die Helden auferstehen,
Laßt einen Wehruf von Sankt Jakobs Flur
Als Mahnung durch die müden Gauen gehen,
Weckt auf ein Echo zu der Väter Schwur.

Schreibt den Gedanken einer freien Bühne,
Des Siegs gewiß, auf Euer Fahnentuch;
Es liebt der Völker Gott die That, die kühne,
Und spricht nur über Halbheit seinen Fluch.

Die Bühne will des Volkes Kanzel werden,
Die Weltgeschichte gibt des Textes Wort;
Ihr predigt dann vom Gottesreich auf Erden,
Das einst sich breitet frei von Süd bis Nord.

Mag spotten auch das feige Heer der Wichte,
Ihr öffnet muthig doch der Zukunft Thor.
Das Volk steht auf, und aufsteht die Geschichte;
Der freien Bühne Vorhang rollt empor!

Ludwig Eckardt.

Bruchstück aus dem ersten Akt des Drama „Berthelier von Genf."*)

Eilfter Auftritt.

Zimmer in Bertheliers Wohnung. Seine Gattin Amblarde und ihre zwei Knaben.

Filibert.

O Mutter, wo mag nur der Vater bleiben?
Er kömmt so lange nicht zu seinen Kindern.
Ich fürchte fast, die bösen Mameluken
Thun ihm etwas zuleide.

Amblarde.

(Sich zu einer Arbeit setzend.)

Weißt du denn
Was Mameluken sind, mein Filibert?

Filibert.

Ob ich das weiß, mein Mütterchen? Ja wohl,
Das sind die bösen Leute, welche Genf
An den Savoier schnöd verkaufen wollen;
's sind dessen Sklaven, wie die Mameluken
Des Sultans Sklaven.

---

*) Filibert Berthelier, Hauptmann und des Rathes, mit dem Prior und Chronisten, Franz Bonnivard, die Hauptstütze des Republikanismus und des Annäherns an die Eidgenossen (in der Westschweiz längst vor der Reformation Euguenots, wo Hugenoten) wurde 1519 auf Anstiften Savoiens durch den Bischof Johann wider der Stadt Recht und Freiheit enthauptet.

Amblarde.

Hör' doch Einer, wie
Die jüngsten Knaben über Politik
Zu reden wissen.

Franz.

Hat uns denn nicht oft
Mein Pathe Bonnivard, wenn die Geschichte
Er uns erzählte, viel gelehrt von Freiheit
Und von Tyrannen, die sie tödten wollen?
Wie schön sprach er von Griechen und von Römern!

Filibert.

Wie schlug uns erst das Herz, als von den Schweizern,
Von Tell, von Erlach und von Winkelried
Wir reden hörten!

Franz.

O wie lieben wir
Die Eidgenossen und wie stolz sind wir,
Wenn uns die Gegner „Eugenoten" schelten!
Dann sind wir gleich bereit und schelten sie:
„Ihr Mameluken!"

Amblarde.

Das erfreut mein Herz,
Daß ihr getreu des Vaters Sinn bewahrt.
Ihr werdet seinem Namen Ehre machen.

Filibert.

O wenn ich groß bin, will ich es den Fürsten
Gewiß gedenken, daß sie unsern Vater
So lang gequält um ihn zu Grund zu richten.
Nacheifern will ich jenen röm'schen Brüdern,
Den Gracchen, welche für die Freiheit fielen.

Amblarde.

Wie gings den Gracchen? sag mir's, Filibert.

Filibert.

In Rom war Gracchus und er war Tribun,
Und seine Gattin hieß Cornelia,
Die Tochter Scipio's, des Hannibalbesiegers.
Zwei Söhne hatt' er, grad wie du und Vater,
Tiberius und Cajus hießen die.
Und wie Tiberius groß war, wurde er
Tribun, dem Vater gleich, und brav wie er.

Franz.

Weißt, Mutter, just wie unser Vater ist.

Filibert.

Und war für's arme Volk und seine Rechte,
Bis treulos ihn die Mameluken Roms,
Und 'neben ihm dreihundert Freiheitsfreunde
Erschlugen im Tumult beim Kapital.

Franz.
(hitzig.)

Denk, Mutter, wie dem Jüngern, Cajus, da
Zu Muthe war, obwohl er noch ein Knabe!
Er dachte des Tiberius Tag und Nacht,
Und hört' er seinen Namen, füllte sich
Sein Aug mit Thränen, ballt' sich ihm die Faust.
Und als er groß war, that er wie sein Bruder,
Dem armen Bürger Ackerland zu schaffen,
Das alles in der Hand der Reichen war,

Und wurde auch Tribun, sogar zum drittenmal,
Darob die Mameluken fast vergingen,
Und schlossen ein noch ärgeres Komplott,
Und schlugen ihn wie seinen Bruder todt,
Dreitausend mit ihm. Denke, Mütterchen,
Da war Cornelia allein, allein
Und hatte keinen Mann und keine Söhne,
Und ging ihr Leben lang wohl Tag für Tag
Zu den drei Gräbern wo ihr Liebstes lag.

(Umarmt die Mutter)

Filibert.

Die feigen Bürger! Ei, wie schäm' ich mich,
Für diese, daß sie Beide morden ließen!
Nicht wahr, so werden unsre Genfer nicht
Am Vater thun, dem Gracchus ihrer Rechte?

Amblarde.

O nein, ihr Lieben, so weit kömmt es nicht.
Die Bürger Genfs erkennen seinen Werth.
Man täuscht das Volk nicht mehr so leicht wie damals,
Und seit in Freiburg euer Vater war,
Beginnt man uns zu kennen in der Schweiz.

Franz.

Soll'n wir entgegen gehn dem lieben Vater?

Amblarde.

Thut's, meine Lieben! bringt mir bald ihn wieder.

(Die Knaben ab.)

Zwölfter Auftritt.

Amblarde allein.

(Amblarde zum Fenster hinaussehend)

Wie Angeline*) ihre Blumen pflegt

---

*) Ihre Pflegetochter

Und frohen Sinnes durch den Garten wandelt!
Das theure Kind! ich liebe sie so innig,
Als wäre sie mein eigen, und sie weiß
Nicht welcher Schleier ihre Wiege deckt.
Sie ist der Mädchen Zierde weit und breit,
So lieblich, anmuthvoll, natürlich, einfach,
Gewinnend alle Herzen, die ihr nah'n.

Dreizehnter Auftritt.

Amblarde. Angeline, mit einem Blumenstrauße in der Hand.

Angeline.

Lieb Mütterchen, so eben kömmt der Vater;
Ich sah von fern ihn auf der Straße nah'n,
Mit einem Fremden, der ein Geistlicher
Mir scheint zu sein.

Amblarde.

Gut, daß er einmal kömmt.
Doch welch ein schönes Sträußchen hast du da?
Nicht leicht weiß Jemand besser auszuwählen.
Ich seh' dies gern, denn der Geschmack darin
Verräth die Harmonie in deiner Seele.

Angeline.

O Mütterchen beschäme mich doch nicht!
Das ist gar nichts, ein unbedeutend Ding.
Zum Zeitvertreib nur hab' ich es gesammelt.

Amblarde

(lächelnd).

Ist's nicht für mich?

Angeline.

Warum nicht gar, du Liebe!
Für dich ist's lang nicht schön genug.

Amblarde.

Mein Kind,
Ich weiß Jemanden, der es schön wird finden.

Angeline.

(betroffen)

Was denkst du, Mutter?

Amblarde.

Kind, der Mutter Aug
Sieht scharf; ich habe letzter Tage dich
Nachdenklicher gesehn als sonst du bist,
Und wenn zum Vater ein Gewisser kam,
Sah plötzlich deinen Busen ich sich heben
Und deine Augen scheu zu Boden gleiten.
Hab' ich's errathen?

Angeline.

Ach, du irrst dich, Mutter.
Da sieh, fort ist der Strauß!

(wirft ihn zum Fenster hinaus).

Amblarde.

Du thöricht Kind,
Verräthst dich ja noch mehr durch solche Dinge.
Leicht warfst durchs Fenster du den leichten Strauß,
Doch Schweres, denk' ich, blieb in dir zurück,
Und dieses Herz ist ihm vielleicht schon nach.

Angeline.

O Mutter, Mutter!

Amblarde.

Horch, da kömmt der Vater.
Laß uns ein andermal darüber sprechen.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Berthelier. Bonnivard. Filibert. Franz.

Bonnivard.
Verehrte Frau und liebes Fräulein, glücklich
Darf ich mich schätzen, unter Euer Dach
Nach langer Pilgerschaft zurückzukehren.

Amblarde.
Seid freundlich uns willkommen!

Angeline.
Seids auch mir!

Franz.
Wie freuts uns, daß ihr wieder da seid, Pathe!

Bonnivard.
Nach euch, ihr Lieben, hab' ich oft mich heiß
Zurückgesehnt, als ich im ew'gen Rom
Durchwandelte des größten Volkes Gräber,
Aus denen mir der Vorzeit Stimme rief:
Von hier ging aus die Herrschaft über'n Erdkreis.
Jetzt schallt das Forum vom Gebrüll der Rinder,
Es lauert der Bandit am Siegesbogen
Und durch die Gassen schleicht der finstre Mönch.
Jetzt steigen Klöster feuchten Pilzen gleich
Aus den Ruinen, wo die Cäsarn thronten,
Und statt des Tempels auf dem Kapitol.

Erbauen sie der Peterskirche Dom,
Ein neues Regiment vom Vatikan
Um alle Länder, alle Herzen schlingend.
Ein Jammer namenlos ergriff mich tief
Um all das Große, das nun Schutt geworden.

Berthelier.

Laß fahren was dahin! von Stein zu Stein
Dringt neues Leben selbst aus den Ruinen.

Filibert (zu Bonnivard.)

Was ihr und Vater in uns ausgesä't,
Das geht einst auf, und oft habt ihrs gesagt,
Was Schönes durch die Welt ging, stirbt nie aus u. s. w.

Siebenzehnter Auftritt.

Amé Levrier allein.

Amé.

Die Würfel sind gefallen und die Zeit
Wird ernst und Thaten will sie statt der Worte.
Jetzt steh mir bei, du süßes Ideal,
Das schon seit Langem mir da drinnen lebt!
Zum Kampf weih' mich nun fürs Vaterland
Und stärke mich mit deinem Talisman!

(Einen Strauß hervornehmend).

Hinausgeworfen hat dich die Geliebte,
Du bist nicht welk, so eben frisch gepflückt.
Sie ahnte nicht, daß in der Nähe sich
Ein Lauscher fand, der, vom Geschick begünstigt,
Das theure Kleinod auffing mit der Hand.

Achtzehnter Auftritt.

A. Levrier. Angeline.

Angeline.

Mein Vater! — Er ist fort! — Ha, Levrier!

Amé.

Ich bin es, schönes Fräulein. Fliehet nicht!

Angeline.

O denket nicht, daß ich vor euch mich flüchte.
Mir ist die treue Freundschaft zu bekannt,
Die ihr für meinen Vater immer hegtet.

Amé.

Ihr sagt zuviel. Ich bin der Einz'ge nicht,
Es sind der Aeltern und der Weisern viele,
Die nimmer Berthelier verlassen werden;
Doch andres wollt' ich Angelinen sagen.
Ich sah dies Sträußchen eurer Hand entgleiten.
Darf ich euch fragen, wem es war bestimmt? —
Ihr gebt nicht Antwort! Darf ich es behalten?
Wo nicht — so nehmt es wieder! Da — Ihr schweigt?
Ihr nehmt es nicht?

Angeline.

Mein Herr, da das Geschick
Den schlichten Strauß in eure Hand gegeben,
So wär's nicht recht, ihn wieder euch zu nehmen.

Amé.

O Angeline, darf ich dieses deuten?
Sagt ob ich darf! Bei Gott, ich kann nicht schweigen,
Nicht länger kann ich dieses Herz bezwingen,
Worin ein Bild, ein heiß geliebtes, lebt.
Das Bild bist du! du weißt's, es ist heraus.
Ich nehm' es nicht zurück, was auch erfolge.

Angeline.

Amé, ich rede frei, so wie ich denke.
Mißdeutet nicht was arglos ich gesagt.
Ich weiß, ihr könnt das nicht, sonst hätt' ich mich
Getäuscht in Amé Levrier und dies,
Laßt michs gestehn, dies würde tief mich kränken.

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Berthelier im Hintergrunde.

Amé.

O du bist ganz wie ich dich mir gedacht,
Das reine Herz, das offene Gemüth.
So wünscht' ich dich zu sehn, so dich zu hören.
Verbirgt mirs auch dein Mund, dein Auge sagt mirs,
Es sagts mein eigen freudig schlagend Herz,
Daß du mich liebst. Laß auch mein Ohr es hören!

Angeline.

Was ich gesagt, ich nehm' es nicht zurück.
Behaltet es für euch, doch jetzt erlaßt mir
Mehr auszusprechen.

(Lächelnd.)

Gleicht dem Bettler nicht,
Der, wie man einen Finger ihm gereicht,
Mit Ungestüm sich gleich der Hand bemächtigt.

(ab.)

Zwanzigster Auftritt.

Amé. Berthelier.

Amé.

(ihr nacheilend.)

O Angeline!

(Berthelier tritt ihr in den Weg.)

Vater Berthelier!

Berthelier.

Wie ich dich liebe, hast du längst gewußt.
Was ich vernommen ist der leise Wunsch,
Den ich in meiner Seele mit mir trug.

Wie du gewählt das spricht für dich aufs Neue.
Dring nicht in sie, du kennst das Weib noch nicht;
Denn das sagt es am innigsten und tiefsten
Was es in scheuer Huld verschämt verschweigt.
Doch jetzt bezähme deines Herzens Drang.
Die Wogen steigen rings so drohend auf,
Daß wir auf Schiff und Segel müssen achten.
Sind wir im Hafen und die Sonne kehrt,
Dann mag sie auf dein Glück hernieder lächeln;
Und werden wir im Kampfe überwinden,
Dann möget ihr mit Gott euch Beide finden.

(Der Vorhang fällt.)

Otto Henne.

Inhalts = Verzeichniß.

Carl Schneider.

Helvetia Musen-Almanach auf das Jahr 1859. Herausgegeben vom Schweizerischen literarischen Vereine

Glarus (1859)